Port.
20
m

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der
Feldzug von Portugall
in den
Jahren 1811 und 1812,
in
historischer und medizinischer Hinsicht
beschrieben
von
einem Arzte der französischen Armee von Portugall.

Es ist schwerer zu vergessen als zu behalten.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1816.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

Für Rom in seinem Verfall kämpften alle Völker der halben Erdkugel; für Frankreich in seinem Flor alle Völker des halben Europens. Die Völker verstanden sich nicht mehr; die Reiche fielen. Die Menschheit weint auf seinen Trümmern, die Erfahrung erntet auf blutigen Gefilden, wenn sich der spekulative Geist in ruhigen Zeiten dazu vorbereitet.

Wo könnte der Arzt mehr Erfahrungen sammeln, als wenn er dem fürchterlichen Gotte des Krieges durch Brandstätten über Hügel von Erschlagenen in kalten und heißen Zonen folgt, und endlich auf blutig-erkämpftem Boden weilt, wo Völker von beyden Polen, gemeinschaftlich unter fremden Himmeln vereint, in unverständlicher Sprache ihren Schmerz sich klagen? — Nur dürfte er Mensch nicht seyn, um nicht Menschen verabscheuen zu lernen; und er sollte auch Bürger nicht seyn, wenigstens politischer Meinung nicht anhangen, um, frey vom Parteygeiste, nur den Bruder im Feinde zu finden; die Kunst gewänne dann immer da, wo die Menschheit verlöre.

Zwar konnten wir auf diesem flüchtigen Zuge keine bedeutende Kenntniß erhaschen; aber die Kraft und Wirkung der Natur, nicht von dem wolkigten Gewande der Kunst umhüllt, zeigte sich klar und deutlich, und beschämte unser weniges Wissen.

Wie wenig bedeutend erscheinen die Menge von Schriften, die über den schrecklichen Typhus geschrieben sind, wenn diese Krankheit nur in einem Winkel der Erde und nur unter gleichen Bedingungen beobachtet worden ist? Als einzelne

Krankengeschichten mögen sie immerhin einen Beytrag zur allgemeinen Geschichte geben; aber in Hinsicht des Ganzen lassen sie noch Vieles zu wünschen übrig, und zeigen uns oft nur zu deutlich, wie wenig noch die Kunst begründet ist.

Was ich in geschichtlicher Hinsicht sage, ist der Wahrheit treu gezeichnet. Naturhistorische Gegenstände konnten von uns nur flüchtig gesehen, aber nicht untersucht werden: denn einzeln zu wandeln war uns hier nicht erlaubt; oft würde die Gesellschaft eines Bataillons nicht zugereicht haben, um die einzelne Promenade zu decken. Vor uns, in friedlicher Zeit, wandelte ein Deutscher in diesen Gefilden, um die lusitanische Flora zu geben. Von manchem Gelehrten des Landes hörte ich den Namen des Grafen von Hoffmannsegg nennen; nur lässt er zu lange uns warten, das versprochene Ganze zu geben, dem jeder Freund der Natur und der Kunst verlangend entgegensieht.

Auch nur als Beytrag zur allgemeinen Geschichte des Krieges ist diese Arbeit zu betrachten; auf einen höhern Zweck hat sie nicht Anspruch zu machen. Doch — sollte sie Aufnahme finden; so werden zwey andre Theile folgen, der eine über den Feldzug im nördlichen Theile von Spanien, wo unser Heer, durch das gelbe Fieber schrecklich vermindert, an den Küsten des Ozeans haußte, und über jenen im südlichen Theile Spaniens bis zum Frieden, der uns endlich dem Vaterlande und unsern Familien wiedergab.

Wenn man übrigens die genaue Zeitbestimmung der einzelnen Ereignisse vermissen sollte; so geschah diese Unterlassung absichtlich: aus fremden Quellen zu schöpfen, ist gar oft trüglich; aus meinem Gedächtnisse allein musste ich schöpfen: denn Alles, was ich besaß, auch meine Schriften und täglichen Bemerkungen gingen in der Bidassoa unter, und vor Allem rettete ich nichts, als meine Person, die schwimmend mich wieder auf Frankreichs Ufer brachte.

I. Abschnitt.

Einmarsch der französischen Armee in Portugall.

§. 1.

Im September 1810 passirten wir bey Celorico, einer kleinen Stadt in der portugiesischen Provinz Beira den Fluß Mondego mit einer Armee von 10,000 muthvollen mannhaften Kriegern, welche die frühern Feldzüge in Oestreich, Preußen und Polen mitgemacht hatten, und durch den Feldzug in Spanien im Jahr 1809 an das Klima der großen Halbinsel gewöhnt waren.

Die Infanterie bestand aus drey Korps, — dem zweyten zu zwey Divisionen unter den Befehlen des Generals Regnier, — dem sechsten zu drey Divisionen unter dem Kommando des Marschalls Ney, Herzogs von Elchingen, und — dem achten zu zwey Divisionen unter dem General Junot, Herzogs von Abrantes, denen das neunte Armeekorps, zu zwey Divisionen unter Anführung des Generals Drouet, Grafen von Erlon, nachfolgte.

Die Kavallerie, welche aus zwey Divisionen Dragoner und zwey Divisionen Chevaurlegers bestand, wurde von dem Divisions-General Montbrun kommandirt.

Die Artillerie stand unter den Befehlen des Divisions-

Generals Eblé, und das Geniekorps unter dem Divisions-General Lasowky.

General-Intendant der Armee war der Staatsrath Lambert, und der Divisions-General Fririon Chef des Generalstabs.

Das Oberkommando führte der Fürst von Eßling, Marschall Massena.

Das 34ste Marine-Bataillon hatte provisorisch den Dienst im Hauptquartier.

§. 2.

Der ganze Feldzug war ungefähr auf drey Wochen berechnet; denn kaum hatten wir die portugiesischen Gränzen betreten, als der Obergeneral in einem Tagsbefehl, datirt aus dem Fort Conception, bekannt machte: „Er bedaure, „die flüchtigen Engländer nicht mehr erreichen, und der Ar„mee eine ihrem Muthe angemessene Beschäftigung nicht mehr „verschaffen zu können, indem sich die englische Armee in aller „Eile in Lissabon schon einschiffe."

Durch einen Zufall war die Uebergabe der Festung Almeida *) früher geschehen, als man sie berechnet und erwartet hatte, nachdem eine Bombe durch ein Kellerloch in das Innere eines Pulvermagazins gedrungen, und durch die Explosion desselben beynahe die ganze Stadt in Schutt gelegt war.

Dieser schnelle Fall einer Festung, die viel stärker war, als Ciudad Rodrigo, **) deren Belagerung beynahe

---

*) Eine Festung in der Provinz Estremadura an der spanischen Gränze. Die Garnison ward kriegsgefangen; die portugiesische Kavallerie erbot sich, mit uns zu dienen; aber schon am zweyten Tage war sie mit allen ihren Offizieren davon gegangen.

**) In der spanischen Provinz Leon.

vier Monate dauerte, war die Veranlassung, daß man den Feldzug in aller Geschwindigkeit eröffnete, ehe noch die nöthigen Vorräthe an Lebensmitteln herbeygeschafft, ja selbst noch ehe als die zum Transport nöthigen Maulthiere, welche in Brigaden eingetheilt wurden, angekommen waren.

§. 3.

Der erste Mangel, den wir bey dem schnellen Einmarsch in Portugall empfanden, war indeß der Mangel an Menschen, die wir in Viseu, einer bedeutenden Stadt in der Provinz Beira, in großer Menge anzutreffen hofften.

Um den bestürzten Einwohnern Zeit zur Erholung zu lassen, mussten wir, indessen man sie durch Proklamationen zur Ruhe ermahnte, und ihnen Sicherheit der Personen und des Eigenthums versprach, lange vor den Thoren dieser Stadt Halt machen. Und als endlich der Einzug geschah, war — nirgends eine menschliche Gestalt zu erblicken.

Drey volle Stunden noch mussten wir nach diesem Einzuge auf den Straßen zubringen. Ein strenger Befehl verbot, irgend eine Gewaltthätigkeit sich zu erlauben, oder auch nur ein Haus zu öffnen. Der Marschall selbst blieb wartend auf den Straßen. Aber keine menschliche Gestalt kam als Zeuge einer bewohnten Stadt zum Vorschein.

Endlich, als die Nacht hereinzubrechen begann, ward es erlaubt, sich einzuquartieren. In einem Augenblicke waren nun Thüren und Thore eingesprengt, aber nirgends waren Menschen, nirgends Lebensmittel zu finden. Auch an Lichtern mangelte es allenthalben; jedoch diese wusste sich der Soldat von lange her schon aus den Kirchen zu verschaffen.

Indessen fanden sich in dem Bürgerhospital noch einige sehr alte krüppelhafte Kranken, die uns sagten, daß alle Einwohner längst entflohen seyen; nach ihrer Erzählung war jedoch der Chirurg des Hospitals bey ihnen zurückgeblieben, und erst kurz vor unserm Einzuge flüchtig gegangen. Sie be-

zeichneten uns den Weg seiner Flucht; er ward eingeholt, gütig behandelt, und ermahnt, bey seinen Kranken zu bleiben, und den zurückkehrenden Einwohnern Zutrauen gegen uns einzuflößen.

§. 4.

Von Viseu (Viseo) zogen wir bald über Berg und Thäler auf ungebahnten *) Wegen weiter, um in das Innere des Landes vorzudringen.

Diese Wege, die oft an Abgründen hinziehen, waren so schmal und schlecht, daß wir die Kanonen, Pulverwägen und andre dem Train einer Armee folgende Wägen, da ihre Räder nur auf einer Seite Boden hatten, mit großer Mühe an Seilen und Stricken festhalten, und so schwebend fortschleppen mussten.

Da sah man Wagen und Karossen in den Abgrund hinabstürzen, dort zerbrochne Wagen mit Fleiß hinabwerfen, um die Passage nicht zu hemmen; selbst der Staatswagen des Fürsten von Eßling hatte dieses Loos; hier sah man Maulthiere eben so verunglücken, und dort in den Tiefen Menschen, die beschäftigt sind, aus den Trümmern ihre Habseligkeit zu retten, oder den verunglückten Maulthieren wieder Leben einflößen zu wollen.

Indessen sah ich doch einmal ein Maulthier, das mit seiner Last in der Ferne einem ambulirenden Thurme ähnlich schien, über 600 Fuß tief den Berg hinab bis an das unten fließende Wasser rollen, ohne daß es den geringsten Schaden litt.

§. 5.

Auf diesem gefährlichen Punkte machte ich, weil vielleicht mein Beystand irgend einem Verunglückten nöthig seyn konnte, lange Halt, und setzte mich auf einer Anhöhe nieder,

---

*) Von Viseu bis Mongale, sechs Meilen etwa, war noch Chaussee.

von der ich Alles überschauen, und von Allen gesehen werden konnte.

Fürchterlich waren die Gefühle, die sich hier in meinem Herzen durchkreuzten, in der Erinnerung an den Ausspruch des Marschalls Devillers, den ich irgendwo vor langer Zeit gelesen habe. In seiner ganzen Ausdehnung sah ich ihn hier bestätigt diesen Ausspruch: „Nichts ist abscheulicher als der Nachtroß einer Armee."

Da sah man Marketender, Spekulanten, besoffene Marodeurs, prächtig gekleidete Damen in stattlichen Equipagen, habsüchtige Juden, Musikanten, eine Trupp Schafe, Becker, Schneider, Freudenmädchen, Schreiber, blessirte oder ermüdete Offiziers, eine Trupp Ochsen, alte ärmliche Krankenwärter, Administrations-Beamten, hinkende Pferde, Mezger, Pferdehändler und Weiber von allen Nationen.

Alles schrie, Jeder kommandirte, und Niemand gehorchte. Hier ward um Hülfe gerufen, dort schrie man aus Angst, da packte man aus, dort ein; hier ward gegessen und getrunken, dort gearbeitet; hier zankte und prügelte man sich, dort plünderte man verunglückte Wagen, Koffer oder Kantinen.*) Jeder verlangte etwas von dem Andern, und Keiner hatte Ohren für den Andern. Jeder kennt nur sich und seine Gefahr, und denkt nicht daran, die erhaltene Hülfe wieder zu leisten; kurz, ich sah — Egoisten, aber keine Menschen.

§. 6.

Diesmal waren unsrer Armee besonders viele Damen

*) Kantinen sind zwey gleiche hinten erhöhte und vorne niedrige, mit einem dachförmig abfallenden Deckel versehene, und mit Leder überzogene Koffer, die zu beyden Seiten des Maulthiersattels an Ringen hangen, und zum Transport der Effekten und Lebensmittel gebraucht werden.

gefolgt; das Glück des ersten Feldzugs nach Portugall hatte sie dazu eingeladen und bestimmt.

Dieser erste Feldzug unter Junot glich einer angenehmen Promenade, und die Eroberung war damals eben so leicht als der Verlust; denn kaum hatten sich die Portugiesen in Abrantes vertheidigt, nach dessen Einnahme man sich dort auf dem Tago bey hohem Wasser ein- und zu Lissabon ausschiffte.

Hier ersetzte Junot den König; er wohnte im Schlosse und führte den königlichen Hofstaat fort; die Armee ward von den gebildeten Portugiesen gut aufgenommen, und man lebte im Ueberfluß und schwamm im Vergnügen.

Auch bey diesem Feldzuge versprach man sich goldne Berge, und zugleich eine längere Dauer des angenehmen Lebens. Darum sollten auch die Damen Theil daran nehmen. Von allen Seiten her sah man sie der Armee zuströmen, und wer nur verheurathet war, der ließ seine Frau kommen. Schon in Ciudad Rodrigo waren, kurz nach seiner Einnahme, so viele französische Damen versammelt, daß man dort fast keine Unterkunft finden konnte. Diese Stadt, welche sich kaum von den Schrecknissen einer langen Belagerung erholt hatte, erhielt bald den Namen Klein-Paris, so häufig und anhaltend waren die Fêten und Spiele, die unaufhörlich abwechselten; bald aber sollte Lissabon das zweyte Groß-Paris werden, und so sicher rechnete man auf den Erfolg eines kaum eröffneten Feldzuges, daß für den Aufenthalt in dieser Stadt die Fêten schon verabredet, und dazu im buchstäblichen Sinne schon Einladungen gemacht wurden.

Mit diesen Aussichten, Erwartungen und Hoffnungen wurde der gefahrvolle Zug über die Gebirge unternommen. Die Prüfungen waren groß und hart; aber mit Muth wurden sie bestanden, weil man in den Reichthümern und Vergnügungen Lissabons hinlängliche Entschädigung zu finden hoffte.

§. 7.

So kamen wir bis vor Busako, dem Begräbnißorte der portugiesischen Könige, deren Leichname noch in ihrem Todesschlafe beunruhigt wurden. Hier stießen wir auf die englisch-portugiesische Armee, welche mit dem Reste der spanischen auf den Bergen von Alcoba, in einem wohlverschanzten Lager und einer sehr vortheilhaften Stellung, wodurch die Stadt Coimbra gedeckt war, sich befand.

Noch hatten wir in dem gebirgigen uns ganz unbekannten Lande keinen Menschen gefunden, der uns durch die Schluchten und Engpässe den Weg zum vortheilhaften Angriffe zeigen konnte.

Der Fürst von Eßling ließ die feindliche Stellung divisionsweise in der Front angreifen; *) zwey Tage schlugen wir uns um dieselbe, jedoch vergebens.

Groß war der Verlust, den wir erlitten. Die Chirurgen hatten nicht Hände genug, um den Blessirten zu Hülfe zu kommen. Die Oberchirurgen und ihre Gehülfen (aide-majors) mussten sich auf die bedeutenden größern Operationen beschränken, indeß die Untergehülfen (sous-aides) die kleinern machten, und die Verbande besorgten. Auch die Aerzte halfen, und selbst die Gehülfen der Apotheke waren beschäftigt, Verbande anzulegen. Der General-Intendant der Armee sorgte, und munterte allenthalben zur Thätigkeit und Pflege auf, in deren Bereitung das Administrations-Personale der Hospitäler unermüdet war. Hier geschah es, daß auch ich die Anwendung von der manuellen Chirurgie wieder machte, und manchen Arm und manches Bein, unterstützt von den Apothekern meines Korps, abnahm. Dessenungeachtet mussten wir viele Blessirte aus Mangel an Transportmitteln auf dem Schlachtfelde zurücklassen, als am dritten Tage ein ausgeschicktes Kavallerie-Detaschement nach langem und wei-

*) Am 26. und 27. September 1810.

tem Aufsuchen, mit vieler Mühe zwey Bauern einbrachte, die uns nach harten Drohungen (denn Bestechung wirkte bey dem Portugiesen eben so wenig als bey dem Spanier) endlich einen Weg zeigten, der uns, die Berge umgehend, ganz nahe nach Coimbra führte, so, daß die feindliche Armee kaum Zeit hatte, den Fluß Mondego zu passiren.

§. 8.

Auch diese große schöne Stadt, die sonst 80,000 Einwohner zählt, und eine große blühende Universität hat, war — menschenleer.

Das Thal von Coimbra ist eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden in Portugall, wo man wieder eine prächtige Vegetation erblickt, die man in den Gebirgen, welche wir durchzogen hatten, nirgends wahrnimmt.

Es war eben die Zeit der Weinlese; allenthalben waren die Keltern voll der geschmackvollsten Trauben, aus denen der bekannte Oporto-Wein gepresst wird; weit umher waren die schönsten Garten-Anlagen, die in Spanien nirgends zu sehen sind.

Die süßen Trauben und die wohlschmeckenden Aepfel dienten hier dem ermatteten Krieger zur kaum erwarteten Labung.

Aber es liegt etwas Schreckliches in dem Anblick einer großen, schönen und — menschenleeren Stadt. Mit Schaudern und mit Bedauern sah ich hier auf die ängstlichen Flüchtlinge jenseits des Flusses, wie man auf einen sterbenden Leichnam blickt, dem schon die Farbe entflohen ist, und an dem man noch, gleichsam in der Ferne, krampfhafte Bewegungen zu entdecken glaubt. Das Herz blutete mir in dem Gedanken an die entfliehenden Männer, die auf der sonst so blühenden Universität so viel Licht verbreiteten, und an die Zerstörung, die sie bey ihrer Rückkehr finden werden, wenn die Geistesprodukte so vieler Menschenalter und die Materialien zu noch größern Arbeiten und Erfindungen ein Raub

der Flamme, der Habsucht oder des Zerstörungs-Geistes geworden sind.

Noch saß ich in dem dunkeln Schatten eines breitblätterigen Feigenbaums ganz allein, und überließ mich dem Schmerz, einer Armee anzugehören, die allenthalben nur Unglückliche machen musste, wenn auch der beste Wille des Chefs, dieses zu verhindern, bemüht gewesen wäre, als schon längst der Generalstab aufgebrochen, und den Thoren der Stadt ganz nahe gekommen war. Ich eilte, so schnell ich konnte, ihm nach, um wenigstens das Haus eines meiner Kollegen vor der Plünderung zu bewahren. Das Haus, in dem ich mich einlogirte, lag nahe an dem Bibliothek-Gebäude. Es schien mir einem Gelehrten anzugehören, und wahrscheinlich war es von einem Professor der Philosophie bewohnt; denn in dem Arbeitszimmer fand ich eine schöne dahin einschlagende Büchersammlung, und unter seinen Papieren verschiedne Bemerkungen, welche darauf Bezug hatten. Ich sorgte treulich für die Erhaltung dieses Hauses und seiner Geräthschaften, so lange es in meiner Gewalt stand.

§. 9.

In dem Hospital, welches ich, kaum einquartiert, zu besuchen eilte, befanden sich nebst einigen Kranken ein Verwalter, der zurückgeblieben war. Wir setzten da unsre Kranken und Blessirten, ungefähr 5000 an der Zahl, das Gesundheits- und Administrations-Personale mit eingerechnet, ab, und liessen zur Bedeckung und als Garnison der Stadt vier Kompagnien des 34sten Marine-Bataillons zurück. Aber zwey Tage nach unserm Abmarsch wurden sie nebst den Kranken von einem Theil der Garnison von Oporto zu Gefangenen gemacht und dahin abgeführt.

In den englischen Magazinen, welche ausgeleert waren, hatte man noch Reste von Zwieback und hie und da etwas Mehl und Reis gefunden, das verbacken und, wie jener, ausgetheilt ward.

In einer der fruchtbarsten Gegenden waren wir arm, und beynahe ohne Lebensmittel. Heißhungrig wurden daher diese Reste verschlungen.

§. 10.

In dieser Beziehung verdient ein sonderbarer Diebstahl, der mich im weitern Vorrücken der Armee zu Leyria, einer Stadt in der Provinz Estremadura, betraf, bemerkt zu werden.

Meine drey Bedienten hatten in dem untern Stock des Hauses, in welchem ich logirte, dort, wo meine Pferde standen, einen Laden offen gelassen, und waren, auf der Erde unmittelbar vor der Thüre liegend, eingeschlafen. Ich lag in dem obern Stock ganz allein und schlief ebenfalls. Neben meinem Bette stand ein Tisch, auf dem meine Uhr, Börse und die Schlüssel zu meinen Kantinen lagen, und ein Licht brannte. Als ich am Morgen erwachte, waren meine Kantinen geöffnet, und aus denselben der Zwieback und Speck, den ich noch übrig hatte, einige Tafeln Chocolade, etwas Farin-Zucker, und eine kleine Kaffemühle entwendet. Der geschickt hereingeschlichene Dieb ließ Uhr und Börse unberührt; doch dem Versuche, ein silbernes Besteck in einem Etui zurückzulassen, konnte er nicht widerstehen. Aber eben so unbemerkt kam er wieder fort, ohne daß ich oder meine Bedienten, über die er hinaussteigen musste, und denen er noch ein frischgewaschenes Hemd mitnahm, erwachten.

Gewiß war hier nur der Hunger der eigentliche Dieb. Ich verzieh ihm deswegen gern, und noch um so leichter, weil ich auf der Stiege meine Kaffemühle wieder fand, ein Geräthe, das man in einem Lande, wo man nur Chocolade trinkt, kaum kennt.

So gern ich aber am Morgen den Verlust meiner Eßwaaren verschmerzte, so hart fühlbar wurde er mir am Abend, als ein sehr heftiger Regen meine Bedienten verhinderte, auf die Marode auszugehen, und ich die Nacht in einem klei-

nen Flecken, Batalha, auf einer vollen Kelter von Wasser liegend, mit hungrigem Magen zubringen musste.

§. 11.

Endlich kamen wir vor Lissabon an, diesem ersehnten Ruhepunkte und Ziele unsrer Leiden. Mit Muth hatten wir die Mühseligkeiten eines so beschwerlichen Feldzuges und alle Arten von Entbehrungen ertragen. Hier hofften wir nun in dem Ueberflusse der Hauptstadt, in welcher die Schätze des ganzen Landes und alle Vorräthe an Lebensmitteln aufgehäuft waren, Entschädigung, und in den Reichthümern dieses grossen Seehafens Belohnung für unsre Arbeiten zu finden.

Allein wie sehr sahen wir uns getäuscht, als wir die unangreifbaren, unübersteiglichen Verschanzungen erblickten, die in dreyfacher Linie, von dem bedeutenden Flusse Tago bis zum Meere hinab, in eben so vielen Halbzirkeln die Stadt und den Hafen umschlossen! Wie widersprechend war dieser Anblick mit dem schönen Tagsbefehl aus dem Fort de la Conception, der uns in der Ferne die Stadt offen, und die Engländer fliehend auf ihren Schiffen zeigte! und wie schrecklich war für uns der Tagsbefehl, Kantonnirungen zu beziehen!

Schon hatten wir viel, sehr viel gelitten, und — nun mussten wir uns auf noch größere Entbehrungen und Leiden gefasst machen.

§. 12.

Ein elendes Dorf, Otta mit Namen, von acht bis neun Häusern ward zum Hauptquartier unsers Armeekorps angewiesen. Man konnte keine Magazine anlegen; die allgemeine Flucht der Einwohner hatte den Ankauf eben sowol als die Requisitionen unmöglich gemacht. Nach allen Seiten wurden die Kriegskommissäre ausgeschickt, um Lebensmittel zu verschaffen; aber überall war nichts zu erhalten, nichts zu finden.

Jedem Regimente war daher seine eigne Verpflegung

überlassen. Allein auch diese Einrichtung konnte dem Mangel nicht begegnen. Zur Noth konnte man dort bestehen, wo jede Kompagnie ihre Verpflegung selbst übernahm, oder vielmehr ihr diese freygegeben wurde. Diese Maßregel hatte große Unbequemlichkeiten, und verleitete zu den abscheulichsten Grausamkeiten.

Nur ein Drittheil der Kompagnie blieb nunmehr unter dem Gewehre, und zwey Drittheile zogen auf die Marode aus. Was nicht fortgeschleppt oder zernichtet war, hatten die flüchtigen Einwohner vergraben. Aermlicher Schutz! Der Soldat hatte es zu weit schon in der Geschicklichkeit gebracht, verborgene Sachen zu entdecken. Beym ersten Blicke auf den Boden hörte ich ihn oft sagen: hier ist was vergraben, obgleich ich nicht die geringste Spur einer Veränderung an demselben entdeckt hatte; und äußerst selten mißlang ihnen der Versuch, durch Hülfe seines eisernen Ladstocks oder seines Bajonets die Gewißheit davon zu geben.

Allein bald konnte auch der geschickteste Marodeur nichts mehr auffinden. Nunmehr wurden weitere Excursionen zu 8 bis 14 Tagen gemacht, und Berge und Felsen durchsucht. Man fing Bauern auf, die sich in Höhlen verborgen hatten, und suchte von diesen die vergrabenen Schätze zu erfahren; vergebens. Der Bauer blieb stumm; nichts konnte ihn bewegen, seines Nachbars verborgene Schätze zu verrathen.

Endlich ward ein Mittel gefunden, um ihn zum Geständnisse zu bringen. Aber welch grausames Mittel! Beynahe versagt mir meine Feder, es niederzuschreiben; doch — es kam hier auf Selbsterhaltung an, wozu dem durch zwey und zwanzigjährigen Krieg für jedes feinere edle Gefühl stumpfgewordenen Soldaten auch das schändlichste Mittel erlaubt zu seyn schien.

Die ausgezeichneten Marodeurs trugen kleine Stricke bey sich, die sie den Bauern zeigten, mit der Drohung, ihn daran aufzuhängen, wenn er den Ort der verborgenen Früchte

(la cachette) nicht entdeckte. Der Strick wurde dem Armen um den Hals gelegt, und er erblasste gewöhnlich vor Angst, ohne etwas zu verrathen; dies nannte man Tirer au blanc. Dann hing man ihn an einen Nagel oder irgend wohin auf, bis er roth im Gesichte ward; dies nannte man Tirer au rouge; und — wenn auch dieses Mittel kein Geständniß erzwang; so liessen ihn die Barbaren hängen, bis er blau ward, und nannten es Tirer au bleu. Viele dieser Unglücklichen zeigten oft erst nach mehrmalen wiederholter so grausamer Behandlung ihr verborgenes Eigenthum; viele aber starben lieber einen so martervollen Tod, als daß sie das Geringste verrathen hätten. Freylich beschränkten sich die Unmenschen nicht blos auf Früchte und Lebensmittel, da ihre Bedürfnisse zu verschieden und mannichfaltig waren.

§. 13.

Auffallend war es, eine von der Marode zurückkehrende Truppe zu sehen. Einige trugen Speck, Schinken und Würste, Andre Hühner, Kapaunen, Enten und Pfauen; Einige hatten Pomeranzen, Citronen, Kaffe, Thee und Zucker; Andre trieben Esel vor sich her, die mit Ballen Tücher, Handwerksgeschirr, Kesseln und Pfannen, mit großen mit Wein gefüllten Bockshäuten, Papagayen und Affen, Eichhörnchen, Guitarren und vielen andern Sachen beladen waren, und diesen folgten oft eben so belastete, ganz blau von Wein beschmutzte, betrunkene Soldaten. Oft sah man ganze Truppen von 50 bis 60 auf diese Weise beladene Esel, denen ganze Kompagnien solcher Soldaten folgten.

Auch junge Mädchen wurden von ihnen eingebracht, die sie unter sich versteigerten, und die dann wieder versteigert wurden, wenn sie der Eine oder Andere müde oder überdrüssig war. Eines Tages sah ich einen Obrist, der im Vorübergehen ein solches unglückliches Geschöpf, welches aus einer vornehmen Familie war, um drey Piaster steigerte. Das Mädchen war schön, voll Verstand und von sehr guter Erzie-

hung. Der Obrist nahm sie späterhin zum Weibe, und lebt nun glücklich mit ihr. Bey einer ähnlichen Gelegenheit ward ein andres Mädchen aufgefangen, das sich mit ihrer alten Mutter in einer tiefen Höhle verborgen hatte; ein noch feiner fühlender Mann brächte es auf gleiche Weise an sich, und schickte Beyde unter Eskorte, die er auszuwirken wusste, über die Vorposten nach Lissabon zurück.

§. 14.

Die eigentliche militärische Disciplin hatte jetzt schon aufgehört; der Bedürfnisse wegen war der Soldat sich selbst überlassen; er war Bauer, Schneider, Schäfer, Gerber, Maurer, Hirte und Dieb; seine eigene Industrie musste ihm Nahrung, Kleidung, und Alles, was zu seiner Existenz und zu seinem Vergnügen gehörte, verschaffen. Ganze Detaschements von Marodeurs nisteten sich in Schlösser ein, wo sie einen beträchtlichen Vorrath verborgener Lebensmittel aufgefunden hatten; sie verschanzten sich dort, und verweilten dann so lange, bis der Vorrath aufgezehrt war, uneingedenk ihrer Kameraden, die in dem schwach besetzten Lager mit hungrigem Magen ängstlich sie erwarteten, uneingedenk der Pflicht, welche sie zu den längere Zeit verlassenen Fahnen zurückrief; ja, sie widersetzten sich oft mit den Waffen in der Hand jenen Detaschements, die abgeschickt wurden, sie aufzuheben, und vertheidigten sich gegen Brüder, die von ihnen Nahrung und Labung erwarteten, hartnäckig in ihren verschanzten Schlössern. Spottweise wurden diese Marodeurs das 10te Korps genannt, weil sie in der Armee gleichsam ein eigenes Korps gebildet hatten, und nach eigenem Willen unabhängig handelten. *)

Diese Folgen hatte die Selbst-Verpflegung, welche die

*) Die Armee von Portugall bestand aus 4 Korps, von denen das letzte das neunte Armee-Korps, unter General Drouet, war. (§. 1.)

Noth den einzelnen Regimentern überlassen musste; sie zernichtete die militärische Disciplin, demoralisirte die Armee, und machte aus den Soldaten — Diebe und Mörder.

§. 15.

Jedoch zeigte sich hiebey die Industrie des französischen Soldaten auf eine oft sehr bewundrungswürdige Weise. Aus Allem weiß er Vortheil zu schöpfen oder Nutzen zu ziehen; Alles weiß er schicklich anzuwenden und zu gebrauchen. Das Lager glich einer arbeitsamen geschäftigen Stadt. Nicht ohne Vergnügen ging ich oft in demselben umher, um die mannichfaltigen Beschäftigungen zu beobachten, wozu die Noth sie angeleitet hatte. Da sah man eine Truppe Schneider, dort war eine Gesellschaft von Schustern geschäftig; hier wurde Leder gegerbt, und dort wurde es verarbeitet; hier wurde Filz bereitet, dort sah man Tschacos machen; hier arbeiteten Zimmerleute, dort Maurer; dort wurden Aecker gepflügt, hier gepflügte Aecker mit Saamen bestreut. Dort wurden zierliche Gärten mit Gassen, Wasserleitungen, Bosquets und chinesischen Gartenhäusern angelegt, hier zierliche Barakken tapezirt und meublirt. Hier zerrieb man Früchte, Welschkorn, Bohnen oder Linsen zwischen glatten Steinen zu Mehl; dort mahlte man sie in Kaffeemühlen, oder in kleinen künstlichen Handmühlen, die der Büchsenmacher des 50ten Linien-Regimens erfunden hatte. Da wurden Backöfen erbauet, dort wurde gekocht oder geschlachtet, oder Holz gefällt. Durchs Herz fuhr mir der Hieb, den ich auf die so nützlichen und einträglichen Oliven-, Oranien-, Zitronen-, oder Feigen-Bäume fallen sah. In der Ferne sah man Hütten abbrechen, um das Holz und die andern Materialien anderswo zu Hütten, Kaminen, Kochherden, Backöfen und zum Theil auch zum Brennen zu benutzen.

Dort wurde in großen Kesseln Kaffee gekocht, und man hörte zur Austheilung desselben zusammenrufen, wie man sonst in den Compagnien zur Suppe zu rufen pflegte. Dort

wurde gekehrt oder gereinigt, hier gegessen, da Musik gemacht und dort exercirt. Hier sah man waschen, dort biegeln, hier niederreißen, dort aufbauen.

So mannichfaltig war das Thun und Treiben so vieler Menschen, die unter einem fremden Himmelsstriche sich selbst überlassen und der Noth preisgegeben waren.

§. 16.

Während die Armee auf die beschriebene Weise mit ihrer Subsistenz und den Mitteln dazu sich beschäftigte, war auch das 44te Marine-Bataillon, in militärischer Hinsicht, in großer Thätigkeit. Es wurde mit aller Strenge angehalten, in der untern Stadt, oder in der Vorstadt Santarem auf dem rechten Ufer des Tajo Schiffe zu bauen. Da die Engländer das linke Ufer besetzt und dort einige Batterien aufgeführt hatten, so fielen hier mehrere kleine Kanonaden vor, die einzelnen Offizieren und Soldaten Gelegenheit zur Auszeichnung gaben; sie waren aber alle ohne Erfolg, und selten erreichten die feindlichen Kugeln die erwähnte Vorstadt.

§. 17.

Indessen litt die Armee vorzüglich Mangel an Salz und an Seife.

Die an den Meeres-Küsten liegenden Truppen suchten diesen Mangel durch Seewasser, mit dem sie ihre Speisen bereiteten, zu ersetzen; jene, die landeinwärts lagen, nahmen ihre Zuflucht zu Salpeter, den sie in Höhlen, Abtritten oder sonst wo aufzufinden wussten. Auch musste oft das Schießpulver mit Piment oder rothem Pfeffer vermischt, die Stelle des Salzes vertreten, und für die Suppen wurde manchmal unraffinirter Zucker (Cassonade) oder Wein, oder Essig gebraucht. Der Brey, aus Welschkornmehl (Mais) und Wasser bereitet, (la Bouillie), welcher zuletzt die gewöhnliche Nahrung ausmachte, wurde oft ganz ohne Salz und ohne Zucker gegessen.

Der Mangel an Seife verursachte nicht nur sehr viele Unannehmlichkeiten, sondern hatte auch einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Soldaten. Der Marodeur gab sich die größte Mühe, welche aufzufinden; aber nirgends war sie zu erhalten oder anzutreffen, und wenn ja irgendwo ein Stückchen erhascht wurde, so hatte der Fund mehr Werth als Gold; um keinen Preis konnte man sie feil machen.

Der Soldat, der gewöhnlich nur zwey Commis-Hemden haben kann, musste sich, weil diese schon seit einigen Jahren nicht mehr geliefert wurden, mit aufgefundenen Bauernhemden behelfen. Viele trugen Weiberhemden mit kurzen Aermeln, auf welchen Hirsche, Vögel, Blumen mit schwarzer Wolle gestickt waren. Statt des Mantels sah man rothe, grüne, gelbe Weiberröcke auf seinen Schultern, und seine Beine waren mit Pantalons bedeckt, wozu man alle Gattungen von gesprengtem, gewürfeltem, vielfarbigem Bettbarchent umgeformt hatte.

Diese Kleidung war aber durch die unaufhörlichem starken Märsche, und die schweren dabey ertragenen Arbeiten, durch das Graben und Wühlen, Kochen, Bauen und Niederreißen so verdorben, verschmutzt und von Schweiß geschwängert, daß die Hautausdünstung nothwendig darunter leiden musste, und Hautkrankheiten aller Art in der Armee entstanden.

Kein Wunder also, daß ihm die zufällig und mühsam aufgefundene Seife um keinen Preis feil geworden ist! Er wusch zwar oft und viel, allein mit bloßem Wasser, dessen Wirksamkeit zur Reinigung lange nicht mehr hinreichend war.

Endlich führte der Zufall auf die Entdeckung eines Mittels, welches dem gar zu empfindlichen Mangel an Seife einigermaßen abhalf.

§. 18.

Die Olivenfelder, besonders nahe an Dörfern und

Städten, sind gewöhnlich mit einer großen Aloe eingefasst, welche dick, hoch und heckenförmig diese Felder einschließt, und vorne mit einem Graben umgeben, um dem Geflügel, den Schweinen und anderm Vieh den Eingang zu versperren.

Von dieser Aloe nahm man die dicken Blätter, schnitt sie in die Quer', und rieb damit die Hemden; alsbald gaben sie in dem Wasser einen seifenartigen Schaum, der den Schmutz fast eben so schnell, als die Seife hinwegnahm. Nun wusch und seifte Alles auf ähnliche Weise, und allenthalben sah man die Quellen und Bäche weißschäumig fließen.

§. 19.

Diese Aloe fand ich von Linné nicht beschrieben; sie hat etwas Aehnliches mit der Aloe vera folis spinosis dentatis vaginantibus planis maculatis. Hort. chiff. 130. hort. ups. mat. med. pag. 160., wo er sagt, daß sie auch in Spanien, Italien, Sicilien auf Dächern und Mauern wachse; nur ist sie nicht gefleckt, sondern hat eine schöne meergrüne Farbe, und ist ungleich größer als jene; auch habe ich sie weder in Portugall noch in Spanien auf Dächern wachsen sehen. Sie ist die große Aloë americana, und von den Portugiesen Pita genannt.

Ihre dicken, steifen, zugespitzten, saftigen, auswendig bauchigen und inwendig konkaven, und in der innern Mitte gerinnten Blätter, die an ihren Rändern stachelich sind, sind 4 bis 5 Fuß lang, und sitzen um die Wurzel herum, aus deren Mitte sich ein langer 10—24, auch wohl 30 Fuß hoher Stamm erhebt. Dieser hat unten wohl einen halben Fuß im Durchmesser, und läuft oben dünne aus; an seiner Spitze hängt eine Traube mit weiß-röthlichen Blumen, die im Innern einen gelblichten Kelch haben.

Der Stamm wird, sobald die Blume sich entwickelt, von den Eigenthümern abgehauen, getrocknet, und an den Dächern zum Gebälke gebraucht; er trägt, ob er gleich sehr leicht ist, die schwerste Last.

Diese Aloe blüht aber nicht, wie man gewöhnlich glaubt, nur alle 50, oder 100, sondern alle Jahre, und schon im 4ten Jahre ihres Alters trägt sie die erste Blüthe. Der Stengel, so wie die Blätter, haben inwendig lange, dicke und zähe Fibern, die, wenn sie dürr sind, dem feinen Hanfe (filasse) ähnlich werden, und wovon man Strümpfe, Handschuhe und dergleichen macht.

Diese Aloe muß wol auch die nämliche seyn, welche zu manchen Fabrikaten, besonders aber zu dem unächten Madras den Stoff gibt, den die Lyoner, wie Magnica in seinem Dictionaire des productions, Tom. I., bemerkt, aus Spanien erhalten, der aber wahrscheinlich aus Portugall dahin verführt wird, da man in Spanien sehr selten diese Pflanze antrifft, wenigstens in jenen nördlichen Provinzen nicht, die ich gesehen habe. Auch in Estremadura, dem wärmsten, jedoch nicht tiefsten, Lande Spaniens, habe ich sie nicht gesehen; dagegen wird sie in Portugall allenthalben sehr häufig, nie aber auf Mauern und Dächern, angetroffen, und als Hecken zum Umzäunen der Gärten und Felder benutzt.

Diese Aloe war es, deren vollsaftige Blätter, weil sie sehr viele flüchtige Salze in vielem Schleim eingewickelt enthalten, unsern verschmutzten Soldaten so gut zu Statten kam, und sie dem menschlichen Aussehen wieder näher brachte.

Vielleicht ist es dem Mangel an Holz zuzuschreiben, daß die Seife in diesen Gegenden überhaupt rar und selten ist; denn an Oehl und Talg fehlt es nicht. Die Hornvieh- und besonders die Schaf-Zucht ist hinreichend für die Konsumtion der Landesbewohner; aber um so rarer ist das Holz, und zu ihrer Feurung brauchen sie eben so, wie in Spanien, nur Steinkohlen.

§. 20.

Die Zerstörung der Mahlmühlen vergrößerte die allgemeine Noth. In einem Umkreise von 20 Meilen waren allenthalben, wo wir uns auch befanden, die Mühlen

unbrauchbar gemacht. Wer dann auch in dem Besitze von einigen Früchten war, der konnte sie nicht anwenden, nicht benutzen. Man bot freilich alle Kräfte auf, um in den Gegenden, welche die Armee besetzt hatte, die zerstörten Mühlen wieder herzustellen. Die Zerstörung war aber so vollständig, daß man vorerst nur Steine brechen, sie behauen, und dann mit vieler Mühe transportiren musste; und wenn auch diese vorhanden oder vielmehr herbeygeschafft wurden, so fehlte es an Rädern, die entweder ausgebessert oder ganz neu gemacht werden mussten, oder sonst an irgend etwas Anderm. Vor Allem aber mangelte es an dem dazu nöthigen Handwerksgeschirre; daher sah man auch die Büchsenmacher eher mit Verfertigung von dergleichen Instrumenten beschäftigt, als mit Ausbesserung der Waffen.

Wenn dann so eine Mühle hergestellt und im Gange war; dann drängte sich Alles zu ihr hin, und auf allen Seiten wurde um das Recht ihres Gebrauchs gestritten. Ein Regiment verdrängte das andre, eine Compagnie die andre; durch Gewalt setzte sich immer das stärkste Detaschement in Besitz. Dabey ging es dem isolirten Offizier von dem Generalstabe, da er keine Bayonette zu kommandiren hatte, immer am schlimmsten, so zwar, daß er es oft als eine Gnade ansehen musste, wenn ihm das siegreiche Detaschement unter seiner Aegide ein Säckchen Frucht oder Welschkorn zu mahlen erlaubte.

Vorzüglich übel erging es hier den Kriegskommissairs und den bey dem Pflegamte angestellten Personen, da ihnen der Soldat jeden kleinen Gefallen versagte und abschlug, um sich jetzt, in dem Zustande ihrer Unthätigkeit, für die frühern Verkürzungen an ihnen zu rächen.

Manchmal war ich Zeuge von unangenehmen Auftritten, welche die Unzufriedenheit der Soldaten gegen die Verpflegungs-Beamte und die Rache gegen diese herbeyführte. Gewöhnlich war ich mit dem Kriegskommissair un=

sers Hauptquartiers in dem nämlichen Orte einquartirt. Eines Tages, als eben in der Nacht ein heftiger Regen fiel, kamen einige Soldaten an unsere Hütte, und verlangten eingelassen zu werden. Ich öffnete die Thüre und sie verlangten nichts als Obdach. Als sie aber den Kriegskommissair erkannten, fingen sie sogleich an, über das Verpflegungs-Personale zu schimpfen; „hier liegt auch so ein Mehlwurm, rief Einer, der uns sonst verhungern ließ, im Trocknen ruhig in seinem Bette, während dessen wir Andere im Wasser versaufen.“ Der Kommissair musste sich flüchtig machen, gewann aber schnell die Hauptwache, die dann gleich ein Detaschement schickte, und die erhitzten Soldaten in das Lager verwies. Kaum aber hatte sich jener wieder auf sein Strohlager auf der Erde niedergelegt, als diese die Steine des Daches, gerade über seinem Haupte, auf sein Lager herabstiessen; den Kopf würden sie ihm zerschmettert haben, wenn er nicht schnell sich geflüchtet hätte. Aus Furcht wollte er sich nicht wieder niederlegen. Ich bot ihm meine Lagerstätte an, und legte mich ruhig auf die seinige. Aber noch war keine Viertelstunde verflossen, als ich über mir neuen Lermen, und bald darauf wieder Steine auf sein Lager herab regnen hörte. Um sicher zu seyn, musste er dann die ganze Nacht über aufbleiben; ich aber schlief ruhig an seiner Stelle.

§. 21.

So lebten wir, bis alle mühsam aufgefundene, und mühsam bereitete Vorräthe aufgezehrt waren; dann rückten wir über Azenbuga, wo wir nur acht Tage verweilten, nach Santarem vor, dessen pittoreske Lage mir ungemein wohlgefiel. Der in seinen hohen Felsen-Ufern eingeschlossene Tago ist hier weniger breit, aber sehr reißend, und die Stadt schien mir reich und bevölkert zu seyn, und einen beträchtlichen Handel zu haben.

Da fand sich denn auch so mancher angenehme Vorrath von Lebensmitteln. Einer meiner Freunde, der schon länger

da war, machte mir hier ein Fäßchen englisches Sauerkraut und englische Butter zum Geschenke, das meinem deutschen Magen wohl zu Statten kam; ach! wie lebhaft erinnerte mich dieses an die so weit entfernte, liebe Heimath! Hier war es auch, wo ich den besten Wein getrunken habe; ich hatte Madera-Wein und von der Lachryma Christi gekostet; aber beyde fand ich nicht so wohlschweckend und vortrefflich als diesen.

Wir blieben indessen nur einen Tag in dieser Stadt, weil sie für das Korps des Generals Regnier bestimmt war, und marschirten weiter, nach Thomar, wo unser Hauptquartier aufgeschlagen ward.

§. 22.

Zwischen dem Fürsten von Eßling und dem Herzog von Elchingen (Marschall Massena und Ney) bemerkte man schon längere Zeit ein gewisses Mißverständniß, das schon von der Schlacht von Busako herzurühren schien; nun aber wurde es bemerkbarer und auffallender.

Man sagte sich in der Armee darüber: der Marschall Ney, als er die unübersteiglichen Linien vor Lissabon gesehen, den Muth der einstimmigen Nation, und ihre großen, zu unsrer Vernichtung gebrachten, Opfer kennen gelernt, die Hülfsmittel des Landes mit den Bedürfnissen unsrer Armee verglichen, und weil er der Desorgarnisation und Immoralität derselben Einhalt zu thun jetzt schon für unmöglich hielt; habe in dem Kriegsrathe für einen schnellen Rückzug gestimmt, um auf den Grenzen die Armee wieder zu organisiren und zu discipliniren, Spanien zu decken, während die Festungen Almeida, Ciudad-Rodrigo und Badayoz, dessen Ergebung an die mittägliche Armee wir aus dem Nachlassen des Kanonenfeuers vermutheten, und bald auch auf direktem Wege mit Bestimmtheit erfuhren, uns in den Stand setzten, jeder Invasion mit Kraft zu begegnen, und uns so der Herrschaft Spaniens zu versichern. Der

Marschall Massena aber, dessen fester Sinn für Ausdauer schon bey der Belagerung von Genua sich bewährte, habe auch jetzt für die Ausdauer gestimmt, und sey mit der Kraft eines en Chef kommandirenden Generals auf seiner Meinung beharrt.

Von dieser Zeit an sahen sich die beyden Marschälle äußerst selten, und beynahe gar nicht mehr. Der einzige Vortheil aber, den wir von diesem Mißverständnisse zogen, war dieser, daß die Kantonirungen unsers Armeekorps jetzt die bessern waren, mehr im Lande lagen, näher gegen Coimbra zu, und an ein Thal stießen, wo noch die meisten Hülfsmittel für unsre Verpflegung oder Lebsucht zu hoffen waren.

§. 23.

Gewiß, wenn die Engländer ihre Vortheile hätten benutzen wollen, so waren wir in diesem Zeitpunkte aus ganz Portugall um so leichter zu vertreiben, als eben die Demoralisirung der Armee den höchsten Grad erreichte, die Unzufriedenheit in derselben laut ertönte, und das angezeigte Mißverständniß ihnen auf keine Weise schädlich seyn konnte.

Dieses Mißverständniß soll sogar sich soweit erstreckt haben, daß, wie man sich in der Armee sagte, die Kommandeurs der übrigen Armeekorps in einem geheimen Conseil dahin übereingekommen waren, das Oberkommando dem Marschall Massena abzunehmen, und es dem Marschall Ney, der es jedoch nicht angenommen habe, zu übertragen.

Allein die trockenen, nur mit mathematischer Gewißheit spekulirenden, Engländer begnügten sich, langsam unsern Bewegungen zu folgen. Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit reizt und verführt sie niemals. Da, wo der Franzose beynahe alle seine Siege dem Zufalle, der schnellen Benutzung eines flüchtigen Augenblicks verdankt, berechnet der Engländer zuerst kaltblütig in seinem Kabinet, und läßt den günstigen Augenblick verfliegen, kömmt aber mit Weile desto sicherer, wenn längst schon der muthige Ungestüm des Franzosen

wieder verraucht ist. Ich bemerkte dies nachher mehrmals noch deutlicher, als wir auf den hohen Pyrenäen auf Frankreichs Grenzen einander gegenüber standen; denn hier wussten wir es oft schon 5—6, ja 8 Tage vorher, daß wir angegriffen werden sollten. Muthvoll waren dann unsre Krieger die ersten 3 Tage gefasst und auf ihrer Hut; allmählig erlosch dann das Feuer, das längere Warten ließ den Muth vergehen, und an ihre Stelle kehrten Unglaube und Kleinmüthigkeit zurück, nachdem sie lange genug über die Langsamkeit der Engländer geschimpft hatten.

Der Engländer kann freylich nichts dem Zufall überlassen. Dort, wo der Franzose mit hungrigem Magen, von Stolz, Uebermuth und wahrem Nationalgeist angefeuert, kämpft, muß vor allen Dingen für den Magen des Engländers gesorgt, und sein Muth durch eine gute Dosis Rhum angefeuert werden, wenn er kämpfen soll. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die ganze englische Armee zu uns würde übergelaufen seyn, wenn sie bey Lissabon in unsrer so äußerst bedrängten, erbärmlichen Lage, und wir in der ihrigen glücklichen gewesen wären; denn in der oben erwähnten Stellung auf den Pyrenäen, wo die Zufuhr der Lebensmittel durch das Gebirge erschwert war, konnte man deutlich die Tage unterscheiden, an welchen es bey ihnen an der Austheilung mangelte. Häufig kamen dann englische Deserteurs zu uns, und nicht so häufig von den Spaniern, und noch weniger von den Portugiesen. Beyde zuletzt genannte Nationen vertragen viel eher den Mangel, gleich den Franzosen; nur sind beyde zu jeder Zeit mäßig, indeß der Franzose im Ueberflusse und im Mangel gleich verschwenderisch ist, und nur für Heute, nie für Morgen sorgt.

§. 24.

In der übelsten Lage befand sich in diesem Feldzuge der Offizier bey dem Generalstabe; auch dem von der Linie ging es manchmal nicht besser. Der Soldat nährte sich vom Rau-

be; der Offizier musste oft darben, und seine Kleider und Stiefel selbst flicken, wenn er nicht halbnackt oder barfuß gehen wollte. Eines Tages sah ich einen solchen mit seinem Detaschement laufen, um schnell einen Bach zu erreichen, als er den Marschall Massena mit seinem Gefolge hinter sich her kommen sah. Dort machte er Halt, und stellte sich an dessen Spitze in das Wasser, bis der Marschall vorüber war, weil er sich barfuß zu präsentiren schämte. Aus Mangel an Schuhen hatte er seine Füße mit Lumpen umwickelt, und ging eben mit seinen Soldaten auf die Marode, deren Fund er mit diesen und dann wieder mit seinen Kameraden theilte.

Von dem Gewinn, den die Marodeurs einbrachten, musste jede Compagnie einen Theil an den Bataillons-Chef abgeben, und auf gleiche Weise jedes Bataillon für die Bedürfnisse seines Obristen sorgen. Daher kam es, daß man bey diesen Herrn immer eine wohlgeschmückte Tafel fand. Die Regiments-Obristen waren kleine Souverains, und manchmal ward die Allgewalt ihres eisernen Despotismus ihren Nachbarn und sogar ihren Chefs fühlbar. Die Brigade-Generale waren schon übler daran; sie hingen, so zu sagen, von der Großmuth der Obristen ihrer Brigade ab, und mussten sich gar oft durch ihre Bedienten nähren lassen, eben so wie die Offiziers von dem Generalstabe. Selbst den Divisions-Generalen ging es hier nicht besser; sie waren genöthigt, den Obristen ihrer Division, ja sogar den Compagnie-Chefs zu schmeicheln, um ihre Lebensbedürfnisse aufzubringen. Ihre wohlbesetzten oder kärglichen Tafeln waren zuverlässige Kennzeichen, ob sie in ihren Divisionen oder Brigaden geliebt waren oder nicht. Ich sah eines Abends einen Divisions-General, der an einem Bivouacqfeuer Platz und eine gebratene Kartoffel von seinen Soldaten begehrte. Kaum bemühte man sich, ihm Platz zu machen, und die Kartoffel war ihm mit der Antwort: „diese sind für uns," rund abgeschlagen.

Aber eben dieser General hatte einige Tage zuvor einem Detaschement des nämlichen Regiments, als es, von der Marode zurückkehrend, durch den Ort seines Hauptquartiers zog, durch seine Wache einen mit Kapaunen, Schinken und Wein beladenen Esel wegnehmen lassen, nicht aus Strafe, sondern weil er den Abend vorher, an dem ich bey ihm aß, keinen Wein mehr hatte.

So plünderte damals Einer den Andern, der Größere den Kleinern, gewöhnlich aber, ohne Unterschied des Rangs, der Stärkere den Schwächern.

§. 25.

Sobald wir in Thomar einquartirt waren, suchte Jeder sich einen kleinen Vorrath anzulegen; er konnte aber nicht beträchtlich werden, weil früher schon die Cavallerie da gehaußt hatte.

Um für das Hospital und den Generalstab die nöthigen Lebensmittel aufzubringen, ließ der Marschall aus den verschiedenen Regimentern besondere Detaschements zur Disposition des Ordonateur en Chef stellen, der dann zu diesem Zwecke seine Kriegskommissaire und Verpflegsbeamte auf verschiedene Wege ausschickte. Aber eben diese Detaschements, die doch zur Bedeckung so nothwendig waren, waren es, die gewöhnlich dergleichen Nachforschungen scheitern machten. Sorgfältig spähten sie zwar Alles aus; aber mit Bedacht verhehlten sie die gefundenen Vorräthe den Kommissarien, die sie sogar auf andere Wege führten, so, daß diese gewöhnlich unverrichteter Dinge, oder nur mit dem zurück kamen, was ihnen gerade auf dem Wege aufstieß, oder ihnen nicht verhehlt werden konnte. Später kehrten dann eben diese Detaschements auf ihre eigene Faust zurück, und führten die vorhin aufgefundenen und verheimlichten Früchte und Lebensmittel ihren Compagnien zu. So mussten wir darben, wenn der Soldat schwelgte, und mit Welschkornbrod vorlieb nehmen, indeß der Soldat Waizenbrod aß; denn was wir

ja in der Vertheilung erhielten, war nasses und festes Mais- oder Welschkornbrod, ohne allen Zusatz, und hie und da ein Schweinchen. Das Ochsen- und Schafsfleisch, das eher für das Hospital verwendet wurde, war seltener: denn hier sind die Ochsen nicht wild, wie in Spanien, und mehr schon an die Stallfütterung gewöhnt; sie konnten also, wie die Schafe, bey unsrer Annäherung Herdenweis ohne Gefahr weiter getrieben oder verführt werden.

§. 26.

Der Mais, (Zea Mays nach Linné, Mays granis aureis nach Tournefort, frumentum indicum, Blé d'Espagne, Blé Sarazin), gewöhnlich türkisches oder Welschkorn genannt, ist eine der vortheilhaftesten Früchte, und ausserordentlich ergiebig. Eine Pflanze trägt gewöhnlich 4 Kolben; jede dieser Kolben hat meistens 8 bis 10 Reihen, und jede Reihe 20—30 und auch noch mehrere Körner. Dieses gibt eine zwölfhundertfältige Ausbeute von einem einzigen Korn.

Die Blätter, Stengel und der männliche Saamen sind eine sehr gute Nahrung für das Hornvieh; auch die Pferde fressen gerne davon, so wie von den Körnern, die dann auch, wie bey uns, dem Geflügel und vorzüglich den Schweinen zur Nahrung dienen, besonders den letztern dort, wo die Eicheln, oder vielmehr die perennirenden Eichen rar sind, und die Kastanien fehlen.

Der Mais, der in Portugall gebaut wird, gehört zu der kleinern Art; seine Halmen werden 5 bis 6 Fuß hoch, und seine Blätter 6 bis 8 Zoll breit. Das Korn ist voll, sehr mehlicht, und mit vielem Schleim verbunden, enthält aber wenig Flüchtiges, und gehört daher zu den nährenden, einwickelnden und kalten Früchten.

Es war mir auffallend, diese Pflanze, mit guten, sehr wohlschmeckenden weissen Bohnen umwunden, in großer

Menge in dem breiten Thale von Golegau am Tago, in einem sehr guten, aus Thonerde bestehenden feuchten Boden zu finden, da sie sonst gewöhnlich nur im Sandboden angetroffen wird.

Man verwahrt das Korn davon in Kästen.

Obgleich das Maisbrod seinen Bestandtheilen nach nahrhaft und unschädlich seyn sollte, so machte es doch, vermöge seiner specifischen Schwere, einen übeln Eindruck auf unsern Magen, und erzeugte fast immer Diarrhöen. Am wahrscheinlichsten scheint mir jedoch dieser Zufall daher zu kommen, daß dieser Mais, den wir in dem oben genannten Thale von Golegau sammelten, längere Zeit schon durch die Einwohner abgeschnitten war, aber nicht mehr hinweggebracht werden konnte, also auf dem Felde liegen blieb, und, weil dieses von den ausgetretenen Flüssen überschwemmt war, zuweilen Feuchtigkeiten enthielt, und niemals ganz austrocknen konnte, denn selbst unsere Pferde, die in Spanien an Gerstenfutter, mit kleinem Stroh vermischt, gewöhnt waren, bekamen die Diarrhöe bey anhaltendem Maisfutter.

§. 27.

Der Ordonateur unsers Armee-Korps, Namens Lenoble, machte zuerst den Vorschlag, Mais unter dem Waizen zu verbacken. Anfänglich, als man von dem erstern ein Drittheil, und von dem letztern zwey Drittheile dazu nahm, war das Brod angenehm zu essen; diese Mischung gab ihm mehr Sanftheit, ein etwas gelbes Aussehen, und einen angenehmen Geschmack; bald aber, als die Hälfte von Mais, und dann gar zwey Drittheile davon hinzukamen, ward es fast wässerig, unangenehm und schwer verdaulich; aber leider! auch diese Mischung dauerte nicht lange; bald ward von purem Mais gebacken.

Selbst an der Tafel dieses Ordonateurs ward nur solches Brod gegessen; seine Gäste brachten oft ihr Stückchen Waizenbrod in der Tasche mit, um sich keine Digestion daran zu holen;

holen; ja selbst die bey bey ihm auf Ordonanz stehenden Soldaten brachten ihr besseres Stück Brod in das Haus dieses würdigen kenntnißvollen Mannes mit, den sie bald den Herrn von Mais nannten, ein Name, den er auch bey den Soldaten des Armeekorps behielt.

Es ist bekannt, daß der französische Soldat viel witzelt, und jeden bedeutenden Mann durch einen besondern Beynamen bezeichnet; so wurde der Marschall Piére le roux, und Napoleon le petit caporal genannt.

§. 28.

Auch an der Tafel des Marschalls ward zu zwey Drittheilen gemischtes Mais-Brod gegessen, und diese Tafel war oft frugaler als die der Soldaten. Die Schweinefleischgerichte nahmen die vorzüglichste Stelle ein.

Diese Kost war nun freylich die Veranlassung zu manchen Krankheiten, die keine Klasse schonte. Ich hatte einst in dem Hause des Marschalls zu gleicher Zeit 18 Kranke, und auch der Oberchirurg seines Hauses hatte damals eine sehr heftige Ruhr.

Diese Krankheit ward am Ende allgemein. Es war ein wahres Elend, wenn die Bedienten davon befallen wurden: denn nun gingen die Pferde zu Grunde, und die Herrn mussten hungern, weil hier die Bedienten nicht von ihren Herrn, sondern diese von den Bedienten ernährt wurden.

Ich hatte damals mehr Pferde und Bedienten als mir sonst gebührten, weil der Fürst von Eßling, gleich bey Eröffnung des Feldzugs, unsern Rationen zulegte. Wie gut kam uns nun diese Vorsorge oder Einrichtung zu statten? Ohne eine größere Anzahl von Bedienten hätten wir nicht leben können; denn, wenn deren einer zu Hause war, musste der andere auf der Marode seyn.

Unglücklicherweise erkrankten mir meine 3 Bedienten auf einmal. Welch Elend! Ich hatte 6 Maulthiere und keinen Futter-Vorrath; ich verlor ein Stück nach dem an-

dern, obgleich mir meine Freunde, so weit es ihnen möglich war, aushalfen. Ich selbst kam wegen meiner Nahrung in Verlegenheit und musste manchmal derben Hunger leiden. Zwar stand mir, wie zu andern bessern Zeiten, manche Tafel offen; allein ich hielt es in diesen Tagen der allgemeinen Noth für unbescheiden, davon Gebrauch zu machen, und ich war oft selbst zu delikat, um das Angebotene anzunehmen. Je mehr die Noth bey mir stieg, desto mehr ökonomisirte ich für andere noch schlimmere Zeiten, mit den Tafeln der Chefs und meiner Freunde, bis mich endlich der Zahlmeister unsers Armeekorps in freundschaftlicher Zudringlichkeit nöthigte, seine Tafel bis zur Genesung meiner Bedienten anzunehmen. In diesen Tagen des Elends half mich eine Ziege nähren, die ich von dem Obristen des 50sten Linien-Regiments erhalten hatte; ihre Milch mit Kaffee war meine beste Nahrung.

§. 29.

So sehr uns aber die Bedienten für unsere Subsistenz nothwendig waren, so sehr vermehrten gerade diese unser Elend und unsern Kummer. Denn diese, von dem Auswurfe aller Nationen zusammengeraffte, insolente Menschenklasse war noch barbarischer und für das Land verheerender als der Soldat. Wo dieser nur nahm, zerstörte jene noch; wo der Soldat drohte, mordeten schon die Bedienten; ja, so weit trieben sie die Zügellosigkeit, daß sie ihren Herrn Gesetze vorzuschreiben oder sie gar zu mißhandeln wagten.

Und — dennoch waren sie für uns ein zu sehr nothwendiges Uebel; denn es war streng verboten, Soldaten als Bediente zu gebrauchen, und die Gensd'armerie hatte genau darüber zu wachen; überhaupt konnte man keinen Franzosen, der über 18 Jahre alt war, in Dienste nehmen, weil er dann schon unter jenen vermuthet wurde, die in die Klasse der Conscription gehörten. Hiezu kam, daß der Soldat viel

besser und gemächlicher für sich, als in irgend einem Dienste, leben konnte; es würde darum, sogar ohne das bestehende Verbot, schwer gehalten haben, in den Regimentern Leute zu finden, die sich dazu würden verstanden haben.

Die Folge davon war, daß wir uns mit Ausländern behelfen mussten; unter diesen waren die Deutschen noch die besten, denn den Spaniern war nicht zu trauen, und noch weniger den Portugiesen; die einen und die andern engagirten sich, um nach einigen Tagen mit der Habe und den Pferden ihres Herrn zu dem Feinde überzugehen. Daher wählte man sich unter den Gefangenen oder Ueberläufern der englischen Armee meistens Deutsche, deren Anzahl größer als die der Engländer war, zum Dienste aus; aber auch diese wurden bald eben so insolent, als es die andern waren.

Dies alles veranlasste den Fürsten von Eßling zu einem Tagsbefehle, der die Disciplin der Bedienten regulirte, und sie, gleich den Soldaten, den militärischen Gesetzen und Strafen unterwarf; so wurden die Dienstentläufer in die Kategorie der conscrits refracteurs gesetzt, und wie diese bestraft.

Dadurch wurde dem freywilligen Dienstentlaufen und den vielfältigen Verführungen dazu wenigstens einigermaßen gesteuert, wenn gleich für die Moralität der Bedienten nicht viel gewonnen war.

§. 30.

Auch der Marschall Ney erließ einen Tagsbefehl, der die Art und Natur der Marode vorschrieb, und zugleich streng verbot, die Bedienten allein dazu auszuschicken. Nach demselben sollte sie jedesmal ein Offizier vom Stabe, oder von der Gensd'armerie anführen, die genaueste Aufsicht über sie führen, und auch bey aufgefundenen Vorräthen die Gleichheit der Theilung festhalten.

Diese Verordnung hatte indessen ihre besondere Veranlassung in den dringenden Bedürfnissen des Hospitals; deshalb wurde auch durch sie bestimmt, daß in jeder Woche zwey-

mal eine Marode für das Hospital Statt haben sollte, und jeder Offizier aufgefordert, zu diesem Behufe seine Pferde oder Maulthiere mitzuschicken. Hiebey leisteten denn auch jedesmal alle Transport-Pferde und Maulthiere des Marschalls, so wie jene der Offiziere seines Generalstabs, die thätigste Hülfe.

Mein Hospital war seit der Einnahme von Coimbra schon wieder zu mehr als 400 Kranken angewachsen, und die Arzneyen wie die Lebensmittel rar geworden; auch das Leinenzeug, Bettungen, Kessel und sonstige Geräthschaften fingen an zu mangeln. Daher war die angezeigte Vorsicht des Marschalls dringendes Bedürfniß; denn jemehr die Zahl zunahm, desto unzureichender wurden die zu dem Hospital gehörigen Transporte, um auch nur für dessen Bedürfnisse alles das Nöthige aufbringen zu können.

§. 31.

Die Einrichtung der Hospitäler war für diesen Feldzug sehr gut angeordnet und veranstaltet; aber sie war nicht zureichend, denn nur zu bald fing es an, an Allem zu mangeln.

Man kann überhaupt annehmen, daß die Einrichtung der französischen Hospitäler sehr gut ist, wenn nur auch die Ausführung dem Plane immerhin entspräche, und nicht die Hab- und Gewinnsucht die Bemühungen der Aerzte so manchmal vereitelte.

§. 32.

Die französischen Militair-Hospitäler sind in 2 Klassen eingetheilt.

Zur ersten Klasse gehören die ständigen (Hospitaux sedentaires). Dieses sind die auf den Gränzen und im Innern von Frankreich befindlichen Hospitäler.

Sie haben einen Ober-Arzt (Medicin ordinaire), einen Ober-Chirurgen und Apotheker (Chirurgien et Pharamacien major). Diese 3 sind die ersten Gesund-

heitsbeamten des Hospitals (officiers de Santé en Chef de l'hôpital).

Sie berichten an den Gesundheitsrath in Paris (conseil de Santé) über alle Gegenstände, welche die Heilkunde betreffen, und über Alles, was auf die Gesundheit der Soldaten Einfluß haben kann, so wie auch über die Fähigkeiten und den Dienst ihrer Untergebenen. Sie korrespondiren mit dem Kriegskommissair (erster Klasse), der mit der Polizey ihres Hospitals beauftragt ist, über alle Gegenstände, welche auf diese oder auch auf die Verwaltung Bezug hat, jedoch in letzterer Hinsicht nur insofern, als sie auf die Gesundheit im Allgemeinen oder im Besondern Einfluß haben kann; in die Verwaltung selbst dürfen sie sich in keinem Falle einmischen, und haben deßhalb auch keine Verantwortlichkeit, können aber auch keine Lieferungen übernehmen, noch auf irgend eine Weise interessirt seyn.

§. 33.

Die Fieberkranken (les fiévreux) sind in besondern Sälen den Aerzten, und die Verwundeten wieder in besondern Zimmern den Chirurgen allein zur Behandlung überlassen. Die erstern haben in andern abgesonderten Sälen die complicirten Hautkrankheiten (les galeux) und letztere in gleichfalls abgesonderten Zimmern die Venerischen zu behandeln.

Der Arzt macht jeden Tag, Morgens und Abends, seine Besuche in den ihm zugewiesenen Krankenzimmern. An jedem Krankenbette hängt oben ein Zettel, der den Namen und Geburtsort, das Alter und Regiment, die Kompagnie und den Eintrittstag des Kranken enthält.

Bey diesen Besuchen begleitet ihn jedesmal ein Unterchirurg und Apotheker-Gehülfe, deren jeder ein besonderes Einschreibbuch (Cahier) mit sich trägt.

Der Unterchirurg hat darin die für jeden Kranken verordneten Speisen und Getränke sogleich einzutragen, und

die topischen Verordnungen zu bemerken, deren Anwendung ihm obliegt. Die Speisen überhaupt, auch die leichten (les alimens légers), als: Reis, Obst, Milchspeisen, sind, wie der Wein, in ganze, dreyviertels, halbe und Viertelsportionen abgetheilt.

Der Apotheker-Gehülfe, welcher den Arzt begleitet, ist mit einem ähnlichen Hefte (Cahier) versehen, welches doppelt seyn muß, weil der Arzt jedesmal das vom vorigen Tage zu seiner Erinnerung in der Hand hat.

In dieses Heft wird die Nummer des Bettes, der Name des Kranken, die Zeit des Anfangs der Krankheit, der Eintrittstag, die Lebensmittel für den Morgen und Abend, die Arzneymittel und Zeit der Anwendung, die Benennung und Natur der Krankheit, und endlich die besondern Erscheinungen oder Beobachtungen bey derselben, in besonders dazu abgetheilten Fächern, eingetragen.

Dem Arzte folgt ferner der Oberkrankenwärter (infirmier major) und der Unterkrankenwärter der Reihe oder des Kranken insbesondere, der die Vorschriften zu beobachten hat, die auf Reinlichkeit oder sonstige Pflege Bezug haben.

Unmittelbar nach diesen Besuchen werden die Hefte (Cahiers) collationirt, und dann von dem Arzte und Chirurgen oder Apotheker unterschrieben.

Das Heft des Chirurgen wird dem Direktor eingehändigt, um für die nöthigen leichten Speisen zu sorgen: denn für jeden Kranken, ohne Unterschied, kommt schon zum Voraus ein Pfund Fleisch in den Topf; jenes des Apothekers empfängt der Oberapotheker (Pharmacien major), um die vorgeschriebenen Arzneyen bereiten zu lassen.

Diese Hefte dienen dem Einen wie dem Andern statt Bons zur Stellung ihrer Rechnung.

Der Arzt ist gehalten, seine Besuche im Sommer um 6 und im Winter um 7 Uhr spätestens zu machen. Er muß

vor jedem Krankenbette alle seine Verordnungen laut, deutlich und in französischer Sprache so diktiren, damit es der Kranke hören und verstehen kann. Nach jedem Besuche unterschreibt er die Billets derjenigen, die als genesen von dem Hospital austreten, und die Register der Verstorbenen, in welche er die Krankheit, an der sie gestorben sind, und die besondern Umstände, welche sich etwa dabey ereignet haben, einträgt. Zuletzt besucht er die Küche, um die Speisen, vorzüglich die Fleischbrühe, dann das Brod und den Wein zu kosten, und macht darüber die ihm nöthig scheinenden Bemerkungen.

§. 34.

Für jedes Fach kann in einem Hospital nur ein Oberarzt (chef) seyn, die übrigen Aerzte sind ihm beygegeben (adjoints.)

Jeder Arzt soll nur 200 Kranke haben. In der medizinischen Behandlung seiner Kranken ist er unbeschränkt, nur muß er sich dabey nach den allgemeinen festgesetzten Regeln (Reglement des hopitaux militaires) richten, und bey seinen Arzneyverordnungen sich an das bestehende Dispensatorium (formulaire des hopitaux militaires) halten.

Wenn in seinem Krankensale eine Operation zu machen ist, z. B. eine Punktation in der Wassersucht, so muß von ihm der Oberchirurg ins Concilium gerufen, und von diesem die Operation gemacht, die einstimmige oder verschiedene Meinung aber in das Cahier eingetragen werden.

Der Oberchirurg (chirurgien major) ist in seinen Sälen eben so unbeschränkt; er macht seine Besuche mit der nämlichen Formalität, wie der Arzt, und macht die grössern Operationen allein; jedoch ist er schuldig, wenn eine solche Operation vorkommt, den Oberarzt ins Concilium zu rufen. Er hat einen oder mehrere Obergehülfen (aide-majors) und so viele Untergehülfen (sous-aides), als für den Dienst nöthig sind: denn von diesen muß immer einer 24

Stunden lang die Wache in dem Hospital halten, oder beständig gegenwärtig seyn, um den Kranken in Nothfällen, bey unvorgesehenen eilenden Fällen, beyzustehen, die Ankommenden zu untersuchen und zu bestimmen, für welchen Saal sie geeignet sind, und der Austheilung der Lebensmittel, die auf Morgens 10 und Abends 4 Uhr festgesetzt ist, in den Sälen vorzustehen, wobey er vor jedem Krankenbette aus dem Cahier laut die Speisen abliest, welche sogleich ausgetheilt werden. Dieser diensthabende Gehülfe kann nöthigen Falls für die Lebensmittel der Neuankommenden, für die topischen Mittel, für die Arzneyen in dringenden Fällen, für Bandagen und Charpie Bons ausstellen; diese werden jedoch zernichtet, sobald der Chef des Saals bey seinem nächsten Besuche den Inhalt derselben in sein Cahier aufgenommen hat.

Der Oberapotheker (Pharmacien major) hat gleichfalls einen und nach Bedürfniß mehrere Obergehülfen (aide majors), und so viele Untergehülfen (sous-aides), als der Dienst nöthig macht. Er empfängt die ihm aus dem Centralmagazin oder von der Regie gelieferten Arzneyen im Beyseyn des Kriegskommissairs und der übrigen Gesundheitsbeamten erster Klasse, wenn sie als gut anerkannt sind, gegen Scheine, und von dem Direktor des Hospitals jene Artikel, welche unter dem Namen Denrées begriffen sind, als: Essig, Wein, Branntwein, Zucker, Gerste, gegen Bons, und ist dafür rechnungspflichtig. Unter seiner Aufsicht verfertigen die Obergehülfen die verordneten zusammengesetzten Arzneymittel, mit deren Austheilung die Untergehülfen bey jenen Kranken beschäftigt sind, bey deren Besuchen sie den Oberarzt oder Oberchirurg begleitet haben. Von diesen hat immer einer, wie schon oben bemerkt worden, auf 24 Stunden den bleibenden Dienst im Hospital.

§. 35.

Der Direktor des Hospitals *) ist mit der Oekonomie und mit allem dem, was das Innere des Hauses und dessen Verwaltung betrifft, beauftragt. Er hat so viele Gehülfen (Employés), als Zweige seiner Administration sind, d. h. für Einregistrirung der Ankommenden, Gesundentlassenen und Verstorbenen, um für die Erstern die Eintritts- oder Austrittsscheine (billets d'entrée-de sortie) und für die Letztern die Todtenscheine (extraits mortuaires) zu fertigen, dann — zur Aufbewahrung der Speisen, Säcke und Waffen, des Weißzeugs, der Bettungen, Wäsche, Charpie und Bandagen u. dgl.

Dafür ist er, so wie für die Verwendung der Lebensmittel, allein rechnungspflichtig.

Auch die Krankenwärter, Köche und Thorwärter stehen unter ihm.

Er kann nur auf die in den Cahiers stehenden Verordnungen irgend etwas abgeben, und hat seine Rechnung der Regie zu stellen.

Die Oberaufsicht über das Hospital und die allgemeine Polizey desselben führt der Kriegskommissair. Er ist ermächtigt, die Gesundheitsbeamten zusammen zu berufen, und mit ihnen über Verbesserungen zu berathen. Bey diesen Versammlungen führt er den Vorsitz. Er hat die Polizey über sie, was die Formalität des Dienstes betrifft. Der Direktor muß seine Rechnungen unterschreiben lassen, und ist ihm von Allem Rechenschaft schuldig. Er berichtet dem Ordonnateur und dieser dem Minister.

Ein solches Hospital hat zuweilen ein oder mehrere Succursal- oder Neben-Spitäler, die von dem Haupt-

*) Der Name Direktor (Directeur) ist ein angemaßter Name des Hospitalverwalters; das Gouvernement heißt ihn Oekonom.

Hospital abhangen, von ihm verpflegt werden, und mit ihm ein Ganzes ausmachen.

In verschiedenen Garnisons-Städten hat man in den Bürgerhospitälern einen Saal zur Aufnahme kranker Soldaten (sale militaire) bestimmt. Die Civilverwaltung sorgt dort für ihre Verpflegung, deren Kosten aus der Kriegskasse vergütet werden; die Gesundheitsbeamten werden aber von dem Kriegsminister ernannt, und erhalten aus derselben Kasse ihre Besoldung.

§. 36.

Zu der 2ten Klasse gehören die unständigen Hospitäler (hopitaux temporaires). Diese sind bey den Armeen und folgen ihren Bewegungen.

In dem allgemeinen, beynahe 24jährigen schrecklichen Kriege, der nicht allein ganz Europa in Flammen setzte, sondern beynahe die ganze Welt umfasste, in einem Kriege, der, weil man in Indien und Egypten, und gegen alle Mächte des europäischen Kontinents fast zu gleicher Zeit kämpfen musste, ungeheure Armeen erforderte, musste man auch für das Gesundheitswesen besondere Maßregeln ergreifen.

Zuerst hatte jede Armee nur einen Oberarzt (Medecin en chef); bald aber wurden die Armeen zu groß, und die Arbeiten allzusehr gehäuft und vervielfältigt. Man gab ihm daher einen Adjunkt, der Medecin en chef adjoint genannt wurde.

Als nachmals die große Armee errichtet, und diese wieder in verschiedene Armeekorps eingetheilt wurde, so wurde in dem nämlichen Verhältnisse auch das Gesundheits-Personal vermehrt. Die General-Inspektoren Coste und Percy kamen, der eine als Medecin en chef, der andre als Chirurgien en chef, zur großen Armee, und Bruloi, der den alten Parmentier ersetzte, als Pharmacien en chef. Für jedes Korps wurde dann ein erster Arzt, Chirurg und Apotheker, (Medecin, Chirurgien et Pharma-

cien principal), so wie für die Administration ein erster Direktor (director principal) und für die Polizey der Hospitäler ein Ordonnateur en chef ernannt.

Der alte ehrwürdige Coste wurde aber schon in dem polnischen Kriege durch den Baron Desgucettes, der früher in Rußland und zuletzt wieder in Dresden in Gefangenschaft gerieth, und der Baron Percy durch Herteloup, und dieser durch Larey, der in Rußland blieb, ersetzt.

Während sich die große Armee in Deutschland, Preußen, Polen und Rußland herumtrieb, mussten wir uns in Spanien und Portugall auf gleiche Weise herumschlagen.

Auch für unsre Armee war der Plan zur Einrichtung der Hospitäler, wie ich schon oben bemerkte, gut entworfen, aber mangelhaft in seiner Ausführung.

§. 37.

In dem Hauptquartier des Fürsten von Eßling befanden sich die drey obern Gesundheitsbeamten, die den Gesundheitsrath bildeten, und ein Rechner (regisseur) und Ordonnateur für die Hospitäler.

Für den Krankendienst war ein Bataillon Centeniers errichtet, wovon jedem Armeekorps eine Kompagnie zugetheilt ward, die dann an eine jede ihrer Divisionen wieder eine Brigade abgab.

Die Einrichtung dieser Centeniers war ganz neu, aber ihr Nutzen ist bewährt gefunden worden. Es sind nämlich Krankenwärter (infirmiers), die in Kompagnien, jede zu Hundert Mann, eingetheilt sind, und gleich den andern einen Hauptmann, Ober- und Unterlieutenant haben. Ihre Beschäftigung ist, in der Schlacht die Blessirten von dem Schlachtfelde zu holen und in das bewegbare Hospital (ambulance) zu bringen. Zu andern Zeiten versehen sie die Krankenwärters-Dienste in den Hospitälern, wo ihre Sergeanten als Ober-Krankenwärter, ihre Fouriere als Schreiber benutzt werden, und ihre Lieutenants den Dienst der Gehülfen

(employés), und der Hauptmann den eines Direktors verrichtet.

Von jeher war die Indisciplin, Unmäßigkeit und Raubsucht der Civil-Krankenwärter ein Gegenstand der allgemeinen Klage. Wer sollte sich auch zu diesem harten, unsaubern Dienste, zumal im Felde, leicht verstehen? Daher kams, daß der Auswurf der Menschheit, der sonst keine Nahrung mehr fand, oder der nach der Krankenplünderung lüsterne Trunkenbold zu diesem Dienste, als seiner letzten Hülfe, die Zuflucht nahm, und daß die Kranken, auch bey der strengsten Aufsicht oft vernachlässigt, und nicht selten, noch in ihrem Leben, ausgeplündert wurden.

Diesem Uebel wurde durch die Errichtung der Centeniers, wo nicht ganz, doch großentheils gesteuert; denn zu diesem Geschäfte waren viele junge Leute tauglich, die in der Linie sonst nicht mehr dienen konnten.

Diese Centeniers sind bewaffnet, exercirt und stehen unter militairischer Disciplin; sie bilden die Eskorte der Ambulance, thun im Nothfalle die äußern Wachen an den Hospitälern und dienen, wie es manchmal nöthig war, zu ihrer Vertheidigung; ja selbst in dem letzten Feldzuge des mittäglichen Frankreichs machte in Dax, wo die Hospitäler der Armee vereinigt waren, ein Bataillon Centeniers einzig und allein die Garnison aus; es machte da den Dienst an den Thoren, auf den Wällen, die Patrouillen und auch den Dienst in den Hospitälern.

Diese Einrichtung gewährte auch noch den Vortheil, daß, wenn früher in einem Gefechte, um einen Blessirten hinwegzubringen, wenigstens 4 — 5 Mann aus der Linie traten, und dadurch die Regimenter oft sehr geschwächt wurden, oder die Linie selbst ihre Haltbarkeit verlor, die streitbare Mannschaft in der Linie erhalten ward, und die Blessirten mit mehr Sorgfalt und Bequemlichkeit von dem Schlachtfelde hinweggebracht wurden.

Da wir übrigens bey unsrer Armee schon Civil-Krankenwärter hatten, als die Centeniers vorkamen, so wurden jene beybehalten, um sie, sobald wir festen Fuß in Portugall haben würden, in den stehenden Hospitäler zu verwenden, weil dazu ohnehin ein Bataillon Centeniers nicht hinreichen konnte.

§. 38.

Nebst dem angeführten Dienstpersonale waren für die Hospitäler so viele Maulthiere, deren je zwey ihren Führer, und jede Brigade ihren Offizier und die nöthigen Unteroffiziere hatten, bestimmt, als erforderlich seyn konnten, um sowohl die Geräthschaften, Arzneyen, Bandagen, Tragbetten, Essig, Branntwein u. dgl. fortzubringen, als auch die Blessirten zu transportiren.

Zweytausend Maulthiere mussten von einem Entrepreneur für den Dienst der Armee geliefert werden. Von diesen erhielt jedes Armeekorps eine Brigade nebst einem Offizier für den Dienst der Ambulance des Hauptquartiers, und davon wurden wieder 10 Stücke an jede Division des Korps zum Transport der Geräthschaften ihrer besondern Ambulance abgegeben.

§. 39.

Jedes Armeekorps hatte seine Gesundheitsbeamten erster Klasse (officiers de santé principaux), die den Dienst im Hauptquartier hatten, die Korrespondenz führten, die Berichte von den Divisionsärzten, Chirurgen und Oberapothekern und die Etats der Hospitäler empfingen, daraus ein Ganzes bildeten und sie mit ihren Bemerkungen an die obern Gesundheitsbeamten der Armee (officiers de santé en chef) einschickten, und die von diesen erhaltenen Befehle und Verordnungen an jene bekannt machten. Auch war in dem Hauptquartier eines jeden Armeekorps ein Oberdirektor (Directeur principal), der eben so, wie jene, als korrespondirende Mittelsperson zwischen inne stand, um den Chefs

ihre Arbeiten zu erleichtern, den allgemeinen Dienst zu vereinfachen und näher zu beaufsichtigen. Außerdem befanden sich noch daselbst überzählige Gesundheitsbeamten und Employés, um wegen der nöthigen Aushülfe nicht in Verlegenheit zu seyn.

§. 40.

Die Hospitäler der Divisionen, welche im Felde Ambulances genannt werden, nehmen die zweyte Linie ein, und die Pflicht der Divisionsärzte ist, auf dem Marsche alle die Gesundheit im Allgemeinen (Hygiène) betreffenden Maßregeln mit den andern Gesundheitsbeamten in Vorschlag zu bringen, dem Personale des Hauptquartiers nöthigen Falls Hülfe zu leisten, und in den Standquartieren die Kranken ihrer Division, wo ein Hospital anzulegen möglich ist, zu behandeln. Sie können jedoch von dem Medecin en chef zu dem Dienste in andern Hospitälern berufen werden.

Die Ambulance der Division nimmt im Augenblicke der Schlacht hinter der Front ihre Stellung, die der Divisions-General anweist, und wohin dann die Blessirten gebracht werden, um operirt und verbunden zu werden. Ist aber die Division Brigadenweise getrennt, oder die Affaire auf einem der entferntern Vorposten, so wird von dem Oberchirurgen ein Obergehülfe, denen ein Employé mit den nöthigen Centeniers beygegeben wird, dorthin abgeschickt, in so fern es der Divisionsgeneral für nothwendig findet. Dieses ist dann die Ambulance der ersten Linie, oder ambulance volante, die sich, sobald die Affaire geendigt ist, zurückzieht und mit jener der Division vereinigt.

§. 41.

Nebst dem hat noch jedes Regiment seinen eigenen Oberwundarzt (chirurgien major), der wieder für jedes Bataillon einen Obergehülfen (aide-major) und einige Untergehülfen (sous-aides), und das Materiale einer Ambulance bey sich hat; das Letztere wird aber aus der Regimentskasse, die

jedoch von dem Minister einen bestimmten Fond dazu empfängt, unterhalten.

Durch diese Personen sollen die ersten Verbände, und auch wohl in eilenden Fällen die nöthigen Operationen vorgenommen werden. Ist dieses geschehen, so schicken sie ihre Blessirten in die Ambulance der Division, von wo diese zur fernern Pflege in jene des Hauptquartiers befördert werden. Manchmal werden sie dann, je nachdem es die Umstände gebieten, in das Hospital des großen Hauptquartiers gebracht.

§. 42.

So war die Einrichtung der Hospitäler auch für diesen Feldzug in Portugall beschaffen, und ich sage es noch einmal, sie würde sehr gut gewesen seyn, wenn die Ausführung dem Plane entsprochen hätte.

Man hat von jeher in Frankreich sehr viel auf die Hospitäler verwendet; selbst in den fürchterlichsten Zeiten der Revolution arbeitete man mit rastloser Thätigkeit für die höchstmögliche Vollendung derselben. Später, als der gelehrte und thätige Baron Desgucettes und der würdige und berühmte Percy an der Spitze des Gesundheits-Personale standen, schienen die Hospitäler der Armee ihren höchsten Flor erreicht zu haben. Sobald aber die Armeen die ungeheure Ausdehnung hatten, die sie unter den beständigen Kriegen Napoleons erhielten, mussten auch diese in der Ausführung ihrer sonst trefflichen Einrichtung leiden.

Die jungen Leute widmeten sich beynahe ausschließend der Kriegskunst, wozu sie die Conscription berief, und in der allein so schnelles Glück zu machen war. Die Schüler wurden den Universitäten, ja gar schon den Lyceen entrissen, als sie kaum ihre Studien angefangen hatten. Daher musste die Conscription auch der Medicin, Chirurgie und Pharmacie nachtheilig werden. Zwar konnte der Chirurg bey der Armee in dem Manuellen viele Gewandheit erlangen, und eben so der Apotheker; allein zu bald nur fehlte es allenthalben

an den nöthigen Vorkenntnissen, und nur selten entwickelte sich das Genie auf der rauhen Bahn der Empirie, durch eigene Bildung.

Der Bildung des Arztes, der seine Studien auf der Universität vollenden und den Grad eines Doktors erhalten muß, ehe er bey der Armee angestellt werden kann, war schon mehr Schwierigkeiten unterworfen; oft traf ihn schon im Beginnen seiner Studien die Conscription, die seine Inscriptionen auf der Universität und den Geldaufwand für seine früheren Studien unnütz und fruchtlos machte. Die Folge davon war, daß dergleichen Subjekte sich gewöhnlich zur Chirurgie verwendeten, und die Medizin allmählig anfing, Mangel an tauglichen Zöglingen zu leiden. Diesem Uebel sah man früher schon entgegen, und darum gaben schon die Repräsentanten der Republik die Erlaubniß, daß die Oberchirurgen (Chirurgiens majors), welche 2 Jahre lang in diesem Grade bey der Armee dienten, zu Doktoren der Medizin oder Chirurgie, ohne Inscription und ohne vorhergegangenes Examen aufgenommen werden konnten, wenn sie nur eine Thesis lieferten und vertheidigten. Dieses vermehrte nun zwar die Zahl der Doktoren, aber nicht — die — der Aerzte.

§. 43.

Die Oberchirurgen haben auch noch in ihrem Fache eine weit bessere Aussicht als die Aerzte; denn erstens sind so viele stehende Regimenter vorhanden, welche ihre Gesundheits-Offiziere auch in Friedenszeiten beybehielten, da im Gegentheil zu diesen Zeiten nur wenige Hospitäler im Innern fortbestehen; dann sind ihre Stellen auch gar zu gemächliche Plätze: man nennt sie in der Armee nur place de chanoine. Auch ist der Oberchirurg eines Regiments im Besitze aller Vortheile, welche sein Stand nur gewähren kann. Er ist geachtet, und hat wenig zu thun, und wenn er ja arbeiten will, so läßt er sich meistentheils gut bezahlen; gewöhnlich

hat er die Tafel bey dem Obristen seines Regiments, und ist nicht selten sein Freund; er hat eine gute Besoldung und kann diese zurücklegen.

Ein andrer Vortheil der mit starker Attraktion gewirkt hat, kam bey der vorigen Regierung dadurch hinzu, daß der Oberchirurg eines Regiments eher eine Auszeichnung erhielt als der Arzt; denn da überhäufte man jene, die in der Linie dienten, mit Ehrenzeichen, indeß man sie den verdientesten Personen des Generalstabs versagte und abschlug. Napoleon musterte sehr oft die Regimenter, und genehmigte gewöhnlich das, was der Obrist begehrte; er musterte aber den Generalstab nie, und gewährte für diesen nur äußerst selten.

Schon im December 1809, als er in Madrid die zweyte Division des 6ten Armeekorps musterte, präsentirte mich ihm der Divisionsgeneral Moriz Matthieu mit sehr vortheilhaften Aeußerungen; er gewährte mir auch die Dekoration der Ehrenlegion, und — gleichwohl erhielt ich sie nicht. Das nämliche Schicksal hatten mit mir noch 32 Offiziere, indessen sie die Oberchirurgen der Regimenter alle erhielten.

Auf dem Marsche ist der Oberchirurg immer vorzüglich bedacht; ihm wird nach seinem Range Quartier gemacht, ohne Mühe erhält er in dem Regiment seine Rationen; allenthalben ist er an seinem Platze, ihm fehlt selten etwas. Diese Vortheile kamen ihm, besonders in diesem Feldzuge, vorzüglich zu Statten; denn während der isolirte Arzt für Alles selbst sorgen musste, konnte er sich gemächlich auf die Vorräthe, den Schutz und die Sicherheit seines Regiments verlassen, und konnte schwelgen, wenn jener darbte, oder in steter Sorge und Gefahr lebte.

§. 44.

Noch ungleich weniger Aussichten haben die Apotheker, und sind noch weit übler daran als die Aerzte. Auf dem Marsche schließen sie sich gewöhnlich an den Direktor der Am-

bulance an, mit dem sie übrigens auch in näherem Verhältnisse stehen. Denn obgleich dieser mit dem Transport des Arzneymagazins beauftragt ist, so muß ihnen, weil sie rechnungspflichtig sind, eben darum daran gelegen seyn, es, so viel und so nahe als möglich, selbst zu berücksichten, weil, im Falle eines Verlusts, die Nachweisung oder Constatirung desselben manchen Formalitäten unterworfen ist und so viele unangenehme Folgen haben kann, die den Rechner oft in Verlegenheit setzen.

In dem Feldzuge vom J. 1807 war einmal die Rede davon, die Apotheker von der Zahl der Gesundheits-Offiziere auszuschließen, und sie in die Klasse der Magazinverwalter (garde-magazins) zu setzen; 1) weil sie keine verordnende Beamten sind, sondern vielmehr die Verordnungen zu vollziehen haben; 2) weil sie mit den Kranken selbst nicht unmittelbar umgehen; und 3), weil sie, gleich dem Oekonom, rechnungspflichtig sind. Ich glaube auch, daß dieser Plan, der von Percy und Desguenettes herrühren soll, wäre ausgeführt worden, wenn nicht der gelehrte und würdige, jetzt verstorbene Parmentier, Generalinspektor für das Apothekerfach, für dessen Kenntnisse, Verdienste und Alter man zu große Achtung haben musste, damals Mitglied des großen Gesundheitsraths gewesen wäre.

Freylich hat man in den Regimentern weder Aerzte noch Apotheker. Zwar wird einem jeden Regiment jährlich aus der Kriegskasse eine gewisse Summe für Arzneyen verabfolgt; allein diese sind nur dazu bestimmt, um die kleinern Krankheiten und Wunden, und die einfachen Hautkrankheiten zu behandeln, und in bedeutenden Fällen werden die Kranken mit einem Billet in das Hospital geschickt.

Allein die Ausschließung der Apotheker aus der Zahl der Gesundheitsoffiziere hat wieder ihre großen Inkonvenienzen. Die Apothekerkunst setzt zu große, bedeutende wissenschaftliche Kenntnisse voraus, sie erfordert ein eigenes Studium, um

die Botanik, Chemie und Pharmacie in ihrem Umfange theoretisch zu wissen, und davon die praktische Anwendung richtig zu machen. Auch ist ihr Einfluß auf die Gesundheit zu wichtig, als daß man das Apotheker-Personal entbehren, oder dasselbe in die Klasse der Magazinärs setzen könnte. Ein Menschenalter reichte zur Ausbildung nicht hin, um Arzt, Wundarzt und Apotheker zugleich seyn zu können. Auch sind die Paracelse immer seltener geworden, seitdem die genannten Wissenschaften einzeln vervollkommnet worden sind. Wie viele große Fortschritte und wichtige Entdeckungen hat nicht die Chemie in den neuern Zeiten gemacht? Das Andenken eines Lavoisiers und Fourcroys, eines Hermlstädt und Klapproth u. a. m. wird noch nach Jahrtausenden von unsern Nachkommen eben so verehrt werden, wie wir jetzt die alten griechischen Gelehrten verehren.

Nach dieser Digression komme ich auf unsre Hospitäler, und auf das meinige insbesondere zurück.

§. 45.

Die Armee von Portugall, die, abgesondert in einem äußersten Winkel Europa's selbstständig handeln sollte, musste also Alles enthalten, was eine so bedeutende Armee im isolirten Zustande bedarf.

So gut auch der Plan für die Hospitäler war, so hat doch die Schnelligkeit, mit welcher dieser Feldzug eröffnet wurde, die Ausführung gewaltig erschwert. Hiezu kam, daß die irrig geglaubte schnelle Flucht der Engländer und ihre Einschiffung in dem Hafen von Lissabon, uns weder eine Schlacht noch irgend einen Mangel, ja Beydes so wenig vermuthen ließ, daß wir uns vielmehr auf dem Zuge mit einer angenehmen Promenade, und mit dem ruhigen und beständigen Besitze dieses schönen und reichen Landes schmeichelten.

Die drey obern Gesundheitsbeamten in dem großen Hauptquartier waren Maillard als Medecin en chef, Gonel provisorischer Chirurgien en chef, und Burdin

Pharmacien en chef. Die übrigen Armeekorps waren nach dem oben angeführten Plane besetzt.

Ich allein war in diesem Feldzuge in der übelsten Lage. Der Titular-Prinzipalarzt des 6ten Armeekorps, Namens Etienne, der Krankheitshalber schon beynahe ein ganzes Jahr von der Armee entfernt war, kam eben von der Gränze Frankreichs dahin zurück, als der Feldzug eröffnet werden sollte. Da er es aber zu beschwerlich fand, denselben mitzumachen; so verlangte er, daß man ihm die Aufsicht über die in Salamanca, Ciudad Rodrigo und Almeida zurückbleibenden Hospitäler übertragen möge. Sein Verlangen wurde genehmigt, und mir wurde die Funktion eines Prinzipal-Arztes bey diesem Armeekorps aufs Neue übertragen. Schon früher hatte ich sie, kaum von einem Nervenfieber mich erholend, verrichtet, so daß ich während der Belagerung von Ciudad Rodrigo und Almeida, womit das 6te Armeekorps beauftragt war, noch ehe ich hinreichende Kräfte hatte, um ohne Stütze zu gehen, schon wieder bivouacquiren musste. Indessen erlaubte mir der Diensteifer nicht, diesen ehrenvollen Auftrag abzuschlagen; auch war die freye Landluft für meine Erholung zuträglicher als die verpestete Stadt- und Hospitalluft.

§. 46.

Die Divisions-Aerzte waren in den vorgenannten Hospitälern, wohin die Kranken des 6ten Armeekorps gebracht waren, beschäftigt, als wir den Befehl zum Abmarsch erhielten. Dieser Befehl kam so unvermuthet, daß diese Aerzte nicht mehr einberufen, oder dessen Mittheilung an sie von Etienne besorgt werden konnte; vielleicht daß dieser sie mit Vorbedacht verspätete, um sich von Gehülfen nicht zu entblößen, und die Arbeit sich zu erleichtern. Ich war daher während der angeführten drey Belagerungen und während des ganzen Feldzugs in dem Hauptquartier allein, obgleich das 6te Armeekorps, aus drey vollen Divisionen beste-

hend, bey Weitem das stärkste war. Maillard gab mir zwar in der Folge einen Gehülfen (adjoint), den einzigen, der ihm zur Disposition übrig war; allein schon in Coimbra musste ich ihn mit den dort zurückgebliebenen Kranken zurücklassen, mit denen ihn kurz nachher das Loos der Gefangenschaft traf. (§. 9.)

§. 47.

Außer diesem war das Gesundheits-Personal sowol in unserm Hauptquartier, als auch bey unsern Divisionen, und auch das, was zum Materiellen und zur Verwaltung eines Hospitals gehört, ziemlich vollständig; nur die Aerzte mangelten.

Schon in Azembuga hatte der Fürst von Elchingen Befehl zur Errichtung eines Hospitals gegeben; allein da wir uns dort nicht lange aufhielten, so wurden die dort befindlichen Kranken in das Haupthospital nach Santarem gebracht. Nachher aber wurde in Thomar, gleich nach unserer Ankunft Alles angewendet, um für das Armeekorps ein Hospital zu errichten. Obgleich aber die Engländer vor uns daselbst schon ein Hospital in einem vor der Stadt im Freyen liegenden Kloster gehabt hatten; so fanden sich dennoch, außer einigen hundert Bettstätten, nur noch wenige Geräthschaften dazu vor.

Die Kranken der 3 Divisionen des Armeekorps füllten bald das kleine Lokale ziemlich an; ich war ohne Gehülfen, und machte, so lange die Zahl der Kranken nicht über 3—400 stieg, den täglichen Besuch ganz allein; bald aber musste ich die Dienstbereitwilligkeit eines alten Oberchirurgen des Artillerietrains unsers Korps, der mir früher schon zu Lugo in einer eben so kritischen Lage ausgeholfen hatte, in Anspruch nehmen.

Glücklicherweise war es Winter und die Luft rein und gemäßigt, die Säle waren hoch und luftig, und die Läden konnten immer, ausgenommen bey heftigen Winden, offen

gelassen werden. Dadurch wurde, unter Anwendung der vorschriftmäßigen Räucherungen mit der origenisirten Salzsäure nach Guiton Morveau, die Reinheit der Luft in den Sälen erhalten, so daß das so sehr gefährliche Lazarethfieber entfernt blieb.

§. 48.

Unter den in diesem Feldzuge herrschenden Krankheiten waren die Wechselfieber am häufigsten, und die gefährlichste die Ruhr.

Die schlechte Lebensart der Soldaten, die stäten Fatiguen, das nasse und feste Maisbrod, der dicke unverdauliche Brey von purem Welschkornmehl konnten freylich nicht anders als nachtheilig auf die Verdauungs-Werkzeuge wirken; dazu kamen die Einflüsse eines fremden Klima, welches uns oft in einem Tage die vier Jahrszeiten darstellte. Es war wirklich auffallend und sonderbar, wie sich manchmal bey warmer Witterung, bey heiterm Sonnenschein, schnell und plötzlich ein eiskalter Sturmwind (Ouragan) erhob, der so stark tobte, daß auch der Nachbar in sein Haus nicht zurückkehren konnte, und wie sich dann sogleich wieder das kaum verdrängte schöne, warme Wetter einstellte.

Es war leicht einzusehen, daß unser Soldat, für dieses, der schnellen Abwechslung so sehr unterworfene, Klima nicht hinreichend bedeckt war, und daß also diese schnelle Abwechslung auf seine Transpirations-Organe einen desto nachtheiligern Einfluß haben musste. Indessen litt der alte Krieger, der die Kampagnen in den wärmern Ländern, Egypten und Italien, mitgemacht hatte, schon weniger; er wars aber auch, der, den Einwohnern ihre Gewohnheit bald ablernend, in der größten Hitze einen tuchenen Mantel, um sich bey den so schnell und unvermuthet einfallenden Ouragans darein zu hüllen, oder nach Spanierweise einen vielfarbigen langen Teppich mit sich umherschleppte, um sich dadurch vor den nachtheiligen Einflüssen dieser Ouragans, und der durch den

starken Thau gewöhnlich sehr feuchten Nächte zu schützen. Dieser Teppich, der in der Mitte quer durchschnitten ist, wird über den Kopf angehängt, und bedeckt, da er lang ist, den Körper, den Sack und das Gewehr von allen Seiten, ohne der freyen Bewegung der Aerme und Füße hinderlich zu seyn.

§. 49.

Die Ruhr war bey unsern Soldaten sehr oft kartharralischer Natur. Der alte, braunrothe, starke Krieger ward eher davon befallen, als der junge schlaffe Conscrit. Oft fing diese Krankheit mit einem Katharr an, oft ward sie in ihrem Verfolge damit verbunden und begleitet. Offenbar waren hier das Klima und die Orkane die nächste Ursache dieser Krankheit. Eine so schnell auf große Wärme folgende Kälte unterdrückte und vertilgte gleichsam die Poren; die gewaltsame Zusammenziehung dieser machte die Feuchtigkeiten und den Schleim in den Bronchien des Schlundes stocken, und erzeugte jene entzündliche Diäthese, die sich nach und nach auf alle jene Oberflächen fortpflanzte, auf welchen seröse Feuchtigkeiten abgesondert werden. Der Magen und der Darmkanal nahmen sogar an dieser kartharralischen Entzündung Theil. Zwar vermehrte die schnell zurückkehrende Wärme den Ton der Muscularkraft wieder, aber dadurch auch ihre Dichtigkeit, und eben darum auch ihren inflammatorischen sthenischen Zustand.

Die Avtopsie einiger an dieser Krankheit Gestorbener ließ mich an der innern Schleimhaut des Darmkanals gelbe Flecken und brandige Stellen deutlich erkennen; bey einem, der etwas länger an dieser Krankheit gelitten hatte, fand ich sogar kleine Geschwüre.

Auch die Heilmethode, welche diesen Kranken allein günstig war, bestätigte die Richtigkeit der Voraussetzung. Der anhaltende Gebrauch von warmen Bädern, von erweichenden Dunstbädern und erweichenden Klystieren, mit

reiner Stärke, nach jeder Ausleerung gegeben, war das wirksamste Mittel. Das Tamarinden-Wasser trank der Kranke mit verlangendem Vergnügen; weniger zuträglich waren die schweißtreibenden Mittel.

In den Hospitälern hat diese Krankheit die große Ungemächlichkeit, daß der Kranke nur selten und nicht ohne Gefahr von den Abtritten Gebrauch machen kann. Gewöhnlich sind sie von den Sälen zu weit entfernt, und der Kranke hat nicht immer Zeit sie zu erreichen, und wenn er bis zu ihnen kommen kann, so muß er oft zu lange verweilen, als daß er nicht aus der ihm zuträglichen Temperatur kommen sollte.

Freylich bestimmt man zur Aufnahme der Ruhrkranken gewöhnlich solche abgesonderte Säle, die den Abtritten am nächsten gelegen sind; allein diese Vorsicht kann nur selten in ambulirenden Feldhospitälern Statt haben, weil dorthin der Zufluß der Kranken oft so schnell und in solcher Menge geschieht, daß gewöhnlich schon die Säle voll sind, ehe noch die innere Einrichtung zu ihrer Aufnahme gehörig vorbereitet ist.

Daher kommt es, daß dergleichen Kranke, vor welchen man ohnehin schon einen natürlichen Abscheu hat, eher als alle andere, zur Erde auf das Stroh gelegt werden, wie ich dieses so oft und zu allen Zeiten bemerkt habe. Dadurch geschieht es dann, daß in diesen Sälen die Reinlichkeit nicht in dem erforderlichen Grade unterhalten werden kann; dabey fehlt es dann auch oft genug an Stroh, um die nöthigen Abwechslungen zu machen und Erfrischungen zu geben. Aus Mangel an Reinigung bleiben dann fremde Partikeln bis zur Fäulniß unter dem Strohlager verborgen, und die Luft, die nicht zirkuliren kann, dekomponirt, verpestet sich, und nur zu oft bildet sich in dergleichen Sälen der Herd jener Miasmen, die aus sporatischen Krankheiten sogar Kontagien erzeugen, die den Armeen so gefährlich sind, und ihnen gleichsam auf dem Fuße folgen.

Ich habe selten Hospitäler gehabt, wo nicht wenigstens

ein Theil meiner Kranken auf dem Stroh liegen musste; nur in Glogau und Liegnitz in Schlesien, kann ich sagen, waren meine Kranken alle gut gelagert und gut gepflegt; aber dies war in einer friedlichen Zeit (nach dem Tilsiter Frieden), und in einem Lande, welches alle Mittel darbot, die zu einer solchen Einrichtung nöthig sind.

§. 50.

In unsern Feldhospitälern sieht man gewöhnlich die chirurgischen Säle eher mit Betten garnirt und reiner gehalten, als jene der Fieberkranken; gewöhnlich sind für Verwundete die größern und lüftigern Säle bestimmt, und überhaupt wird auf diese mehr Sorgfalt verwendet als auf jene, in welchen die Fieberkranken sich befinden.

Dieses hat zwey Ursachen: Erstens hat der Wundarzt mehrere Gehülfen, die er bey Errichtung eines Hospitals zu seinem Vortheil verwenden kann; und da diese immer gegenwärtig seyn müssen, so benutzt er sie gewöhnlich dazu, um seine Blessirten zuerst unterzubringen, und in die besten Säle legen zu lassen, wenn gleich diese zum voraus schon für die Fieberkranken bestimmt worden sind; haben sie dann einmal die bessern Säle eingenommen, so hält es schwer sie wieder daraus zu entfernen.

Der Arzt hingegen ist allein und ohne Gehülfen, und kann nicht immer und nicht überall gegenwärtig seyn.

Zweytens sind in unsern Feldzügen, besonders in der letztern Zeit, die in der Linie Blessirten vielmehr als unsre Fieberkranken berücksichtigt worden. Sie haben auch den äußern Schein mehr für sich, finden überall mehr Mitleiden, und haben an den Chefs immerhin mehr Anhänger und Fürsprecher als die Fieberkranken. Auch macht der blessirte Soldat, der mit übrigens gesundem Herzen nur an einem örtlichen Uebel leidet, mehr Prätention, beklagt sich eher und beschwert sich lauter, als der mit innerm Schmerz kämpfende, für äußere Einflüsse weniger empfindliche, und, wo nicht we-

niger, doch stiller klagende Fieberkranke; er wird daher auch eher gehört, und man sucht ihn, wenn auch nur um ihn zum Schweigen zu bringen, so viel als möglich zu befriedigen und seine Lage zu verbessern.

§. 51.

Da wir keine Blessirten hatten; so konnte ich diesmal meine Ruhrkranken in die lüftigsten Säle legen. Ich ließ ihnen auch vorzugsweise die Bettstätten geben, und geschlossene Nachtstühle in die Säle bringen, und da mir alle Krankenwärter und Centeniers zu Gebote standen, so konnte die Reinlichkeit auf das Genaueste beobachtet werden. Dabey brauchte ich die Vorsicht, nach Guyton de Morveau, die üblichen Räucherungen, jedoch mit der Abänderung einer geringern Gabe von Oxyde de Maganése, täglich machen zu lassen.

Die Tendenz dieser Krankheit nach entzündlicher Diathese hätte vielleicht diese Räucherungen verbieten sollen; allein ich habe auch nicht die geringste unangenehme Wirkung davon bey meinen Kranken wahrgenommen. Es waren sogar einige mit Seitenstechen und Pneumonie behaftete Kranke unter ihnen, welche diese Räucherungen ebenfalls ohne Schaden vertrugen.

Die örtlichen Entzündungen der Pleura oder Lunge, sind unter diesem Himmelsstrich nach solchen Orkanen sehr gemein, aber auch eben sobald durch einige Aderlässe und erweichende Aufschläge, oder Vesikatorien im höchsten Falle, und erweichende Getränke wieder gehoben.

§. 52.

Je mehr sich meine Kranken anhäuften, desto empfindlicher ward der Mangel an den nöthigen Bedürfnissen eines Hospitals. Nicht allein die Lebensmittel waren rar geworden, sondern auch das Leinenzeug, die Strohsäcke, Matrazen, das Geschirr und vorzüglich die Arzneyen fingen an zu mangeln, ob wir gleich von den in Ciudad-Rodrigo vorge-

fundenen auserlesenen Arzneyen einen schönen Vorrath mitgebracht hatten.

Dem Marschall war es sehr angelegen, das Hospital seines Korps in den bestmöglichen Zustand zu setzen, und der Ordonnateur wandte Alles an, um seine Absichten zu erreichen. Man schickte deßhalb außergewöhnlich auf die Marode, um, außer den Lebensmitteln, auch Leinenzeug, Bettungen und andre nöthige Geräthschaften aufzusuchen, und es wurde der Apotheker mit den nöthigen Begleitungen ausgesandt, um Arzneymittel zu erforschen und aufzubringen. Allein da die Offizinen der Apotheker allenthalben der Plünderung und Zerstörung am meisten ausgesetzt waren, so erhielten wir anfangs hie und da nur noch einige Mittel, und bald waren die Nachforschungen so ganz ohne Erfolg, daß wir, außer einem Vorrath von Schwefel, gar nichts mehr erhalten konnten.

§. 53.

Die unterdrückte Hautausdünstung schien an den herrschenden Wechselfiebern einen großen Antheil zu haben; ich glaubte daher den Schwefel, als auf das Organ der Transpiration wirksam, mit Grund anwenden zu können, und ich fand in ihm wirklich ein vortreffliches Mittel. Er vermehrte gewöhnlich den ersten Anfall, verminderte aber den zweyten und noch mehr den dritten; auf diesen verlor sich dann gewöhnlich das Fieber, so, daß sich selten noch ein vierter Anfall ahnen ließ.

Einer meiner Kollegen wandte in gleicher Noth bey intermittirenden Fiebern den frisch ausgepreßten Saft der Kresse (Nasturtii aquatici) mit gutem Erfolge an; ich bin aber geneigt, zu glauben, daß dessen wirksame Kraft gegen solche Fieber weniger den bittern, scharfen und salzigen Theilen dieser Pflanze zuzuschreiben war, als vielmehr dem Schwefel, welchen sie enthält: denn die auf den Gebrauch dieses Saftes erfolgten Ausleerungen gaben immer einen abscheulichen Schwefelge-

ruch von sich. Ich zog daher den Schwefel vor, und führte zuerst die Kranken mit Polychres-Salz ab, und mischte von diesem Salz, so lange ich davon noch hatte, etwas dem Schwefel bey, den ich zuletzt ohne alle Beymischung gab. Auch nachher habe ich in ähnlichen Fällen den Schwefel noch oft angewendet, und immer eine gute Wirkung durch ihn erhalten.

§. 54.

In meiner damals so kritischen Lage sah ich nur zu deutlich ein, wie wenig oft ein Arzt vermag, besonders in solchen ambulirenden Hospitälern, wo er bald durch die besondern Situationen der Armee, bald durch die Gewinnsucht der Entrepeneurs in Noth versetzt wird, wo er sich weder auf seine Mittel noch auf deren gehörige Anwendung verlassen kann, und allenthalben mit Hindernissen zu kämpfen hat, die ihn immer aus der einen oder andern Ursache entgegenarbeiten.

Indessen hat er da, um Erfahrungen zu sammeln und empirische Kenntnisse zu verschaffen, eine so mannichfaltige Gelegenheit, als ihn die Civilpraxis nicht darbieten kann. Die größte Kunst des Arztes besteht darin, daß er seine Erfahrungen gehörig anzuwenden, richtige analogische Schlüsse daraus abzuleiten, und sie mit den Grundsätzen der Theorie zu vergleichen und auf sie zurückzuführen wisse. Allein in den Feldhospitälern thut er schon genug, wenn er die Kräfte der Natur beobachtet, und den thätigen Augenblick derselben zu benutzen, und die wenigen ihm zu Gebot stehenden Mittel in passender Verbindung und zur rechten Zeit anzuwenden weiß.

Ueberhaupt aber muß der Militärarzt, der täglich zwey-, manchmal drey- bis vierhundert Kranke zu besorgen hat, sich die Fertigkeit zu erwerben suchen, bey dem ersten Blicke die Krankheiten zu erkennen, zu klassifiziren, des Kranken Konstitution zu ergründen, und seine Kräfte zu berechnen; selbst die nähere Ursache der Krankheit muß ihm schon bey der ersten Uebersicht deutlich erscheinen, wenn er mit erwünsch-

tem Erfolge seine Kunst ausüben will. Er muß dann schon bey dem ersten Besuche die nöthigen Fragen thun, um die entferntern Ursachen der Krankheit zu erforschen, und seine deßfalsigen Voraussetzungen zu begründen: denn da er mit so vielen Kranken umzugehen hat, so hat er nicht alle Tage Zeit, sich damit zu beschäftigen. Ist er hierüber zur Gewißheit gelangt, und die so erkannte Krankheit in seinem Cahier eingetragen; so darf er dann seinem sogleich entworfenen Heilplane nur getreulich folgen, und die einzelnen Erscheinungen, unter Vergleichung mit dem ganzen Zustande, im Verfolge beobachten, um den günstigen Augenblick zu benutzen, den uns in jeder zu heilenden Krankheit die Natur darbietet, der aber so oft von den Aerzten übersehen wird.

In der Zwischenzeit findet die Anwendung der Medicina exspectans sehr oft Statt, besonders bey den französischen Soldaten, deren thätigem Streben eher durch den Gebrauch der Thisanen Einhalt gethan werden muß, als bey den Deutschen, deren unterdrückte Kraft vielmehr excitirende Mittel erfordert.

§. 55.

Des angezeigten großen Mangels und der vielen Hindernisse ungeachtet, habe ich in dem Hospital zu Thomar meine Bemühung doch insofern belohnt gesehen, daß die Mortalität meines Hospitals, obgleich es das stärkste gewesen ist, im Vergleiche mit den andern, verhältnißmäßig sehr gering war, und mir deßhalb der Medecin en chef der Armee schrieb, wie es komme, daß meine Hospitäler immer die besten Resultate geben.

An diesen Resultaten hatten freylich die väterliche Sorgfalt des Marschalls, und die rastlosen Bemühungen des Ordonnateurs großen Antheil: des Arztes strengste Pflichterfüllung ist oft nicht hinreichend, wenn es an der nöthigen Pflege, an der uneigennützigen Verwendung der vorräthigen Mittel und besonders an der Reinlichkeit fehlt.

§. 56.

Dem Militair-Arzte muß es eine besondere Angelegenheit seyn, sich mit dem Klima, den Produkten des Landes, in welches er kommt, und mit jenen äußern Einflüssen, welche auf die Gesundheit Bezug haben können, sogleich bekannt zu machen. Um sich darüber zu verständigen, darf er nur die Sitten und Gewohnheiten, die Lebensart und Kleidung der Eingebornen beobachten; dadurch schon erhält er den richtigen Fingerzeig, welchen Weg er einzuschlagen habe.

Der nördliche Russe ist beynahe eben so mäßig als der Portugiese, indeß der Ost- oder Süd-Deutsche fast unersättlich ist; jener ernährt sich mit Fleisch und Branntwein, wie sich dieser mit Fleisch, starkem Wein und Chokolade nährt, während daß der Ost-Deutsche seinen Magen mit Mehlspeisen (Knödeln), Kraut und Bier überladet.

Der deutsche und polnische Bauer trägt im heißen, brennenden Sommer, wie im eiskalten Winter, seinen Schafpelz, und der Portugiese zu allen Zeiten seinen tuchenen, schweren Mantel.

In dem sehr kalten Winter des Jahrs 1807 habe ich den Franzosen an den Ufern des Niemen eben so leicht gekleidet gesehen, wie er sich in dem heißen Sommer 1811 in dem brennenden Estramadura trug. Er musste aber auch da und dort für das Eine und Andere büßen.

§. 57.

Bey einer Armee, die so zusammengesetzt ist, wie die französische nach dem Tilsiter Frieden, die damals aus Polen, Preußen, Sachsen, rheinländischen Deutschen, Italienern, Spaniern, Portugiesen, Egyptiern, Indianern und Franzosen bestand, muß der Militair-Arzt ganz besondere Rücksicht darauf nehmen, zu welcher Nation seine Kranken gehören, die Verschiedenheit der Karaktere, Temperamente und Gewohnheiten derselben mit den Lokal-Einwirkungen vergleichen, und von der stärkern oder schwächern Affinität auf

die allgemeine Behandlungsweise schließen, ehe er zu den individuellen Untersuchungen übergehen darf.

Seine Heilmethode muß oft eben so sehr verschieden und vielfältig seyn, als die Nationen sind, zu denen seine Kranken gehören; ja selbst die nämlichen Mittel wirken in einem Lande nicht, wie sie in dem andern wirksam sind.

Ich habe im Jahre 1807 nach der Schlacht von Friedland zu Danzig, wohin von der Heilsberger Linie an alle Kranken der großen Armee gebracht wurden, deutlich gesehen, wie verschieden auch im Norden die Kranken der verschiedenen Nationen behandelt werden mussten. Eben damals war ich, nachdem Renaty zur Armee von Stralsund abgegangen war, mit den Funktionen eines Medecin principal in den Hospitälern des Platzes beauftragt, und hatte in der Böse — kranke Preußen und Franzosen, in der Seilerbahn Sachsen und Franzosen, in dem Kameel Polen und Franzosen, in dem Oranienbaum Württemberger und Franzosen, in dem großen Hospital des Arsenals Badische und Franzosen, und in dem Salzmagazin im Fahrwasser befanden sich die kranken Russen. Täglich besuchte ich beynahe alle diese verschiedenen Hospitäler, um mich von der Pünktlichkeit des Dienstes zu überzeugen, wie es dann auch meine Pflicht war, um dem Ordonnateur, auch oft dem Gouverneur selbst darüber Rechenschaft zu geben, und meine ärztlichen Chefs darüber zu verständigen.

Dabey ersetzte ich allenthalben die Krankheitshalber oder sonst verhinderten Aerzte, und machte noch überdies den gewöhnlichen Dienst in einem Krankensaale des Arsenals, und in dem Saale der Offiziere, bis ich endlich selbst der übermäßigen Anstrengung unterlag, und in ein sehr schweres Nervenfieber verfiel.

Schon bey den Besuchen konnte ich die mannigfaltige Heilmothode der verschiedenen Aerzte aus den verschiedenen, hier gleichsam zusammengedrängten Nationen, und die An-

wendbarkeit derselben aus dem Erfolge erkennen. Allein um mich von der nothwendigen Verschiedenheit der Heilmethoden durch Vergleichung praktisch zu überzeugen, ließ ich in den mir zugewiesenen oder vorbehaltenen Krankensaal Kranke aller dieser Nationen bringen, und meine Beobachtungen, oder deren Resultate waren folgende:

Der Franzose hatte immer viel Getränke und wenige Arzneyen nöthig; sein hitziger Magen verträgt wenig Reizmittel; sanfte, gelinde Mittel sind ihm wohlthätig; bey ihm entscheiden sich die Krankheiten sehr geschwind, und seine Convaleszenz ist eben so schnell, als unvermuthet ihn manchmal der Tod überascht. Seine Krankheiten sind meistentheils empfindlicher Natur, deßwegen die Aderlässe bey ihm öfters nothwendig, und eben darum in zweifelhaften Fällen die Medecina exspectans rathsam, wenn der Arzt nicht selbst der Schöpfer complicirter Krankheiten werden will.

Bey dem Deutschen müssen starke Mittel in großer Menge, mit öfterer Abwechslung gegeben werden, wenn man ihn aufrecht erhalten, die Thätigkeit in seinem Körper befördern, und das Gleichgewicht zwischen dem Krankheitsstoff und der Vitalkraft erhalten will. Für ihn paßt daher die Brownische Methode dort, wo sie manchmal dem Franzosen schädlich wäre. Seine Krankheiten sind immer mehr gastrischer und putrider Natur. Wo der Franzose hungert, will der Deutsche essen; dieser macht aber auch beynahe immer langsame Krankheiten, und allezeit eine schleppende Convaleszenz.

Der Russe hat schon mehr Thätigkeit als der Deutsche, und noch mehr der Pole. Der eine und der andere verträgt starke Mittel, aber in geringerer Quantität. Bey beyden nehmen die Krankheiten einen regelmäßigern Gang, und schneller erfolgt ihre Erholung.

Noch sorgfältiger als der Franzose, will der Portugiese und Spanier behandelt seyn; nur muß man diesen die Cho-

kolade nicht versagen, wo man dem Franzosen Wein gibt, und ihnen zweymal zur Aderlassen, wo man dem Letztern die Ader nur einmal öffnet; und dennoch verträgt der eine und der andere wieder stärkere Reizmittel, als der Franzose.

Diese 3 Nationen leben gewöhnlich sehr mäßig und beobachten im Krankheitszustande eine strenge Diät; aber der Portugiese und Spanier will Limonade und Orgeat, wenn der Franzose Thisane von Capillaire und Cent-aurée verlangt.

§. 58.

Diese Betrachtungen oder Prinzipien fand ich in dem südlich gelegenen Portugall eben so anwendbar, wie in dem nördlich liegenden Polen, nur mit der Abänderung, daß dort in eben so absteigendem Maße die Reizmittel angewendet werden müssen, als das allgemeine Agens thätiger und die Reaktion kräftiger wirkend ist.

Dabey muß jedoch auch das Alter des Soldaten in Anschlag kommen.

Der junge Deutsche ist eher den inflammatorischen oder sthenischen Krankheiten unterworfen, und der junge Franzose mehr den asthenischen ausgesetzt. Bey diesem ist die Nostalgie eine der schlimmsten Krankheiten, die gar oft alle jene begleitet, welche auf Schwäche beruhen. In diesem Zustande sieht er dem Tode mit voller Geistesgegenwart entgegen, von keinem andern Wunsche belebt, als von diesem, in dem Schooße seiner Familie den Geist aufgeben zu können.

Glücklicherweise hatten wir in diesem Feldzuge wenige junge Leute; sie wurden alle in den Festungen zur Besatzung zurückgelassen, dadurch wurde die Zahl unsrer Kranken nicht wenig vermindert. Wenn ich sonst einen Transport von Conscribirten ankommen sah, so konnte ich sicher auf einen verhältnißmäßig stärkern Zuwachs für das Hospital rechnen, besonders in der letztern Zeit, wo die jungen Leute, einige Jahre früher schon zum Kriegsdienste ausgehoben, bey noch

unvollendeter Körperbildung, oft kaum stark genug waren, den Sack und das Gewehr zu tragen, und die Kriegsstrapazen in den niedrigen freyen Landen auszudauern. Wie viel leichter und schneller hätten sie in den steinigen und gebirgigen Gegenden Portugalls, wo die Lebenskraft ohnehin schon so schnell aufgezehrt wird, unterliegen müssen, da der Soldat noch einen zehnfachen Vorrath von Kartuschen und seine Lebensmittel für zehn Tage auf dem Rücken mit sich schleppen musste! Indessen sollte ich auch hier mit Kranken dieser Gattung nicht ganz verschont bleiben.

Der Divisionsgeneral, Graf von Erlon, kam eben mit dem 9ten Armeekorps, welches viele Conscribirte hatte, in der Gegend von Thomar an, und lagerte in den Gebirgen zwischen dieser Stadt und Castelbranco, als eben ein heftiger kalter Orkan wüthete, der beynahe 300 solcher junger Leute in einer Nacht tödtete, und dritthalbhundert andre erkranken machte, die in das Hospital nach Thomar gebracht wurden.

§. 59.

Dieser unvermuthete Zuwachs an Kranken war nun freylich für unsre wenigen Vorräthe zu groß. Der Marschall befahl, sie nach dem Hospital des großen Hauptquartiers in Torres novas zu schicken; aber auch dort waren sie, bey dem allgemeinen Mangel, ungebetene Gäste. Sie wurden daher wieder zurückgeschickt, und ob sie gleich nicht zu unserm Armeekorps gehörten, in unserm Hospital aufgenommen, wo sie unsern Mangel, und unsre kärglichen Vorräthe, wie wir sie hatten, theilten.

Von diesen neuen Ankömmlingen erfuhr ich, daß 300 ihrer Kameraden erfroren waren. Unter ihnen selbst befanden sich mehrere, an denen die Folgen der Kälte sichtbar waren. Bey einigen waren die äußern Gliedmaßen ganz erfroren; bey andern waren die Folgen apoplektisch, und so-

gar partielle Lähmungen eingetreten; die meisten aber litten auf der Brust, in einem erbärmlichen Zustande sich befindend.

So heftig und fürchterlich wüthen in dieser Gegend manchmal die Orkane, und der eben angezeigte ereignete sich in der angenehmsten Jahreszeit.

§. 60.

Indessen war das Brod und Fleisch bey uns so rar geworden, daß es für den Bedarf des Hospitals von dem Verpflegsamte des Hauptquartiers nicht mehr aufgetrieben werden konnte.

Der Marschall wusste aber, daß sich die Regimenter und einzelne Kompagnien einen nicht unbedeutenden Privatvorrath gemacht hatten, obgleich wir Andern in dem Hauptquartier darben mussten.

Er machte es daher jedem Regimente zur Obliegenheit, seine, in dem Hospital befindlichen Kranken selbst zu verpflegen. Darnach musste jedes Regiment für die Kranken, welche es in dem Hospital hatte, dahin soviel an Lebensmitteln abliefern, als für sie nach dem Auszug der Visiten-Cahiers verordnet war.

Von dieser Zeit an waren meine Kranken besser verpflegt.

§. 61.

Bey den andern Armeekorps fing aber der Mangel an so groß zu werden, daß der Fürst von Eßling, um jene zu unterstützen, in dem 6ten Armeekorps eine Requisition ausschrieb. Diesem zufolge musste ein jedes unsrer Regimenter an die der andern Korps 8 Malter Früchte oder Mais abgeben.

Auffallend waren bey diesem so augenscheinlich großen Mangel die verschwenderischen Tafeln, die zuweilen gegeben wurden.

Hatten die Bedienten einmal einen Truthahn, Pfau oder sonst einiges Geflügel von der Marode eingebracht, oder

ward hie und da etwas Wildpret geschossen, oder ein schöner Fisch gefangen; so lud der Eigenthümer alle seine Freunde dazu ein; jeder von diesen beeiferte sich dann auch etwas beyzutragen, und etwas Seltenes oder Rares dazu aufzubringen, und so kam manchmal ein äußerst glänzendes Mittagessen zu Stande, bey dem man sich sehr gütlich that, um an dem folgenden Tage wieder mit dem Maisbrod vorlieb zu nehmen.

So wurden nicht selten in wenigen Stunden die Vorräthe von 14 Tagen fröhlich aufgezehrt.

§. 62.

Der Wein war schon sehr rar geworden, als ich eines Tags zu so einer Tafel eingeladen ward. Ich hatte aber noch einen Schlauch eines ausgesuchten, sehr delikaten Weins; ich brachte also einige Flaschen davon zur Tafel mit; nie konnte er zur gelegenern Zeit kommen; man sang ihm zu Ehren Hymnen, und er goß neues Leben in die Weinlüsternen Mägen. Einige Tage nachher ward mir der Rest meines Weins entwendet; eine Glasthüre ward mir eingestoßen, und der Weinschlauch herausgenommen. Ich hatte Verdacht auf einen Kriegskommissair, dessen Name weder in ic noch ac ausgeht, der aber gleichwol ein doppelter Gasconier war. Ich äußerte den Verdacht, und er nahm dieses mir so übel, daß er mir den Degen anbot. Vielleicht daß ich sein Anerbieten zu geschwind oder gegen sein Erwarten annahm; er konnte nicht mehr zurückgehen, und half sich also durch eine derbe Gasconade. Am andern Morgen kam er voll Muth, den Degen unter dem Arme, und bat mich zu ziehen. Ich zog, er zog, aber vergebens; er bat mich dann ihm ziehen zu helfen. Wir zogen Beyde zugleich, er den Griff, ich den untern Theil haltend, aber wieder vergebens. Endlich sah ich, daß er seinen Degen künstlich und dauerhaft an die Scheide befestigt hatte, und brach in ein helles Lachen aus. Er lachte mit, und gestand mir, daß er dieses Stratagem angewendet habe, sich mit mir zu schlagen.

§. 63.

Solche kleine Nebensprünge waren zuweilen nothwendig, um uns aufzuheitern und zu zerstreuen. Indessen fehlte es auch sonst an Zerstreuungen nicht. Man fing schon an Konzerte zu geben, und sogar maskirte Bälle wurden veranstaltet. Auf den Neujahrstag und an Fastnacht kamen wohl über hundert Masken zusammen, und man tanzte, mit seinen weiblich gekleideten sechs Fuß hohen Kameraden, so vergnügt, als es nur eine so plumpe Illusion erlaubte.

In dem großen Hauptquartier zu Torres novas, war sogar ein Theater errichtet worden, und es hatten, besonders einige junge Leute von dem Zahlamte (Tresor), die bey dem traurigen Kassenzustande monatlich nur zwey Etats, mit zwey Zeros, für Einnahme und Ausgabe zu machen hatten, Zeit genug gefunden, sich in Frauenzimmer-Rollen so zu bilden, daß sie auf eine täuschend-angenehme Art die schönsten Karaktere vorstellten.

Ihre Kunst erhielt auch bald einen so großen Ruf, daß es aus allen Kantonnements dahin strömte, um ihre Vorstellungen zu sehen.

§. 64.

Obgleich schon längst unter den Offizieren kein Geld mehr war, so hörte man doch nicht auf zu spielen, und zwar hoch zu spielen. Ein Revüen-Inspektor hatte in dem Laufe dieses Feldzugs nicht weniger als 80,000 Franken verloren.

Das Geld, welches man mitgebracht hatte, blieb freylich bey der Armee; aber es war in die Säcke der Marketender, Bedienten und Hufschmiede geflossen.

Diese leztern waren besonders abscheuliche Diebe, die sich so recht den Augenblick zu Nutze machten, um ihre Hufeisen zu vergolden. Es war eine wahre Noth für den, welcher Pferde halten und haben musste. Denn erstens musste man für jedes Pferd die Eisen und die Nägel dazu im Vorrath mit sich schleppen, wenn man's nicht darauf ankommen lassen wollte,

seine Pferde zu verlieren, und dadurch selbst in Gefahr zu kommen. Dann musste man die Schmiede sehr höflich bitten, und ihnen für jedes Eisen, das sie aufschlugen, 5 Franken bezahlen. War aber ja ein solcher Schmied gnädig genug, um ein Eisen und die Nägel dazu herzugeben, so verlangte er dafür nicht weniger als einen Louisd'or in Gold, und man musste dessen noch recht froh seyn, und sich gar höflich dafür bedanken, um seine Hülfe nicht für einen künftigen Nothfall zu verscherzen.

So groß diese Kosten waren, so wenig taugten diese Eisen, die aus gegossenen Fenster- und Stiegengesimsen gefertigt, grob und spröde waren, und oft schon in der ersten Stunde, wie Glas, zersprangen. Nur die Artillerie hatte gute Eisen. Es war wirklich sehenswerth, wie man sich manchmal um den Besitz eines Hufeisens, oder auch nur um eines Hufnagels stritt. Nicht selten sah man Stabsoffiziere, Kriegskommissaire, Gesundheitsbeamten und Employés beschäftigt, von dem Hufe eines krepirten Pferdes oder Maulthieres, das auf der Heerstraße lag, die Eisen loszuschlagen, und Einer den Andern verdrängen, um sich diesen Erwerb, wegen dessen man sich glücklich schätzte, zu verschaffen.

§. 65.

Die gute Ordnung, welche der Marschall in der Stadt Thomar eingeführt, und die Versprechungen, die er für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums gemacht hatte, vermochten doch hie und da einige der geflüchteten Einwohner in ihre Wohnungen zurückzukehren, oder ihre Hausgenossen zu senden. So kamen von dem Hause des Kapitain Moor (Kommandanten der Miliz), in dessen Wohnung ich logirte, nach und nach vier Dienstboten zurück.

Der Soldat spekulirte darauf, und fing nun an, den zurückgekommenen Einwohnern Lebensmittel zu verkaufen. Aber auch diese spekulirten, und so kam nun bald ein Markt zu Stande, wo man Fische, Wildpret, Geflügel u. dgl. zum

Kauf ausgestellt fand. Allein dadurch ward das Geld nur noch seltener als zuvor.

Kurz vor unserm Einrücken in Portugall, noch in Salamanca, wurde der Sold von 6 Monaten in Lingots (Silberbarren) ausgezahlt, die in einem sehr niedrigen Preise standen, denn schon wurde das Geld sparsamer aus Frankreich geschickt, und dieser Transport litt manche Schwierigkeit und Zögerung dadurch, daß durch die vielen Korps von Guerillen die Heerstraßen in Spanien schon zu unsicher, und deßhalb starke Eskorten nöthig waren.

Diese Lingots kamen zur Bezahlung der Kontributionen von den geistlichen Stiftungen und aufgehobenen Klöstern in der Provinz Salamanca, wo es deren außerordentlich viel gab, ein.

Zwar fehlte es den Spaniern noch lange nicht an geprägter Münze, denn das Gold, das doch in diesem Lande einheimisch ist, war verborgen und stand in hohem Preise; allein die Spanier bezahlten zuerst in ungeprägtem Silber, dann in kleiner Münze, endlich in französischem Gelde, hernach in Piastern, selten aber in Gold. Nur, wenn das Silber rar zu werden anfing, kamen die spanischen Quadrupel's zum Vorschein, die zwey Loth im Gewichte haben, und in ihrer Sprache eine Goldunga genannt werden.

Dieses Zahlungssystem wurde bey allen Gerichten und Kameralstellen, und von allen Individuen befolgt; uns war es sehr nachtheilig, ihnen aber erhielt es das Gold im Lande.

Freylich sind durch indirekte Erpressungen enorme Summen in die Privatbeutel geflossen und außer Landes geschickt worden; allein diese Versendungen geschahen nicht mit spanischem Gelde, sondern durch Anweisungen von Seiten der Armee, (traits de l'armée) die von dem öffentlichen Schatze garantirt waren, in Frankreich al pari standen, bey allen öffentlichen Kassen angenommen, und nach 10tägiger Sicht ausbezahlt wurden. Diese gemächliche Versendungs-Art

schien ganz eigens zu Gunsten des spanischen Zahlungssystems gemacht zu seyn. Aber auch den Zahlmeistern in der Armee war sehr damit gedient; sie empfingen gegen Papier spanisches Geld, das sie zu ihrem Vortheile umsetzten, und womit sie ihre Zahlungen machten. Die Regierung selbst wurde der Transportkosten und der Gefahr enthoben.

Ich weiß übrigens nicht, ob es eine gute oder schlechte Finanz-Operation war, daß die Lingots in der Münze zu Madrid in so großem Miskredit standen. Diese Gold- und Silberstangen sind oben und unten auf ihren abgehauenen Enden, und in der Mitte des Gusses, wo ihr Grad bezeichnet ist, gestempelt. Ihr innerer Gehalt und ihr Gewicht ist zugleich durch eine dabey befindliche, von dem Stempler unterschriebene Note bescheinigt. Dieser Gehalt ist von 18 bis 22 Graden verschieden, indeß der Piaster, oder die Unze geprägten Silbers im Umlaufe den Werth von 20 Realen hat.

Das mit spanischem Stempel geprägte Silber und Gold durfte nie außer Lands geführt werden. Daher verloren die Lingots anfangs die Hälfte; nachmals sollten sie zu 2 vom Hundert Verlust in der Münze aufgenommen werden; allein man konnte sie niemals anbringen, vielleicht, weil nie geprägtes Geld in den Kassen war. Wir hatten also Geldeswerth, das keinen Kurs hatte, und waren somit — ohne Geld.

Noch eine Ursache wirkte, daß in unsern Armeekorps das Geld so selten war. Als wir die Belagerung von Ciudad Rodrigo beynahe schon vollendet hatten, befand sich ein schöner Vorrath in der Kasse. Sobald aber der Fürst von Eßling zur Armee kam, und den Oberbefehl derselben übernahm, verlangte er zuerst die Auslieferung dieser unserer Kasse. Der Marschall Ney widersetzte sich zwar, konnte aber auf seiner Weigerung gegen den Willen des Oberbefehlshabers nicht beharren. Auch der Zahlmeister unsers Korps weigerte sich, sie auszuliefern; allein der Fürst von Eßling machte einen gewaltsamen Einbruch, d. i. er schickte einen

Offizier seines Generalstabs mit einigen Gensd'armen, und ließ gegen Bescheinigung in Gegenwart des Zahlmeisters die verlangte Summe aus der Kasse nehmen. Die Bescheinigung wird durch einen darüber gefertigten Procesverbal gegeben, der von allen Anwesenden unterschrieben wird, und dient dem Zahlmeister zu seiner Rechtfertigung. Die Zahlmeister der Armee stehen nämlich unter dem Minister des öffentlichen Schatzes, und können nur auf seine Anweisung irgend eine Zahlung machen. Den Marschällen oder Generalen, die en chef kommandiren, werden von eben diesem Minister nur bestimmte Summen zur Bestreitung gewisser und benannter Ausgaben überlassen, und außer diesen können sie über keine andern Summen, die für Rechnung des Schatzes in ihre Kassen eingegangen sind, verfügen. Im Nothfalle ist daher ein solcher Einbruch das gewöhnliche Hülfsmittel, um Blößen zu decken, und dringenden und unvorhergesehenen Bedürfnissen zu steuern. Der Marschall, oder General en Chef ist aber dafür dem Minister des Schatzes verantwortlich und rechnungspflichtig.

Dieser Fall trat denn auch diesmal bey uns ein, machte leider! zu unserm größten Mißvergnügen unsre Kasse leer, und setzte unsern Sold aufs Neue in Rückstand.

Als das Offizierkorps am Neujahrstage über den Geldmangel bey dem Marschall in der Visite sich beklagte, antwortete dieser, daß er selbst nur noch einige hundert Franken übrig habe. Er machte uns jedoch Hoffnung, daß für die baldige Zahlung des Soldes gesorgt werden würde, wenigstens hatte er die gute Absicht, Geld kommen zu lassen; allein der Antrag dazu wurde ihm von dem Oberfehlshaber, Fürsten von Eßling, abgeschlagen.

Dieses machte eine allgemeine widrige Sensation, und des Verbots ungeachtet schickte der Marschall einen seiner Adjutanten nach Paris.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Anekdote zu er-

zählen, die uns in der Folge viel lachen machte, und Stoff zu manchen witzigen Einfällen gab. Dieser Adjutant ein geborner Gasconier, nannte sich D'Albignac. Als er dem Kaiser unsre traurige Lage geschildert hatte, fragte ihn dieser: de quoi vivez-vous donc? seine Antwort war: du devouement, Sire. Diese lakonische Antwort veranlasste eine weitere nicht minder lakonische Frage und Antwort; denn nun fragte der Kaiser: comment vous-appelez vous? und als der Adjutant seinen Namen in ignac prononcirte, antwortete der erstere geschwind: je l'ai bien pensé. Ein Beweis, daß die Gasconier auch in unsern Tagen ihren alten Ruf noch nicht verloren haben, und die Namen in ic und ac noch immer in einem großen Verdachte stehen!

Bey seiner Zurückkunft erzählte uns der Adjutant diese Begebenheit selbst, mit der zufriedenen, muntern und den Gasconiern eigenen Laune und Gewandtheit, und wiederholte sie mit der nämlichen Munterkeit, so oft der Koch nichts im Topfe hatte.

Von dieser Speise wurde man freylich nicht satt, aber man lachte wenigstens, und die gute Laune verscheuchte manchmal den Hunger und Mißmuth, wenn die Noth am größten war. Indessen der versprochene Sold blieb aus.

Ich erinnere mich zwar, daß die Rede von einer Anleihe war, die in der Armee zwar nicht für den Sold, sondern für andre nöthige Armeebedürfnisse gemacht werden sollte, und wozu freylich die oben beschriebenen Schmiede und die Marketender den größten Beyschuß machen konnten; ich weiß aber auch, daß manche gemeine Soldaten bedeutende Summen gegen Bons in die Kasse des Zahlmeisters geliefert haben.

Das achte Armeekorps eröffnete sogar ein Privat-Anlehen bey dem unsrigen, aber, soviel ich mich erinnere, mit

wenig gutem Erfolge; soviel aber weiß ich noch, daß der Zahlmeister, als wir den Grenzen Spaniens wieder näher waren, seine letzte Quadrupel mit mir theilte, daß wir Chocolade und Taback, der mir zum Bedürfniß geworden war, kauften, und ich damals für eine Pfeife Taback einen Piaster, so wie ein andermal für ein Pfund Schnupftaback sechzig Franken zahlte.

§. 66.

Der Taback ist in einer Armee ein bedeutendes großes Bedürfniß. Der Raucher gab oft für eine Pfeife Taback sein Mittagsmahl, und verscheuchte sich lieber damit seinen Hunger. Ich selbst habe in den heißen Sommertagen auf dem Marsche manchmal meinen Durst durch eine Pfeife Taback oder ein Zigaro gestillt, wenn andere an einer Wasserquelle, bey erhitztem Körper, denselben zu löschen suchten, und sich durch zu schnelle Abkühlung oft Magenschmerzen, Diarrhöe, Pleurisien, oder gar die Lungensucht zuzogen, oder doch ihren Durst nur auf eine Viertelstunde stillten, und bald darauf seine Wirkung um so stärker wieder fühlten, indessen ich durch meine Pfeife desalterirt ward, den Mund feucht erhielt und wieder eine trockne Haut bekam. Nur am Abend, in voller Ruhe, trank ich dann, um die am Tage verlornen Feuchtigkeiten wieder zu ersetzen.

Eben so ruhig sah ich oft den Soldaten, welcher Taback im Munde kauete, an einer solchen Quelle, gleichsam mit Abscheu vorübergehen, und mit Kraft seinen Weg fortsetzen, wenn jene, die schon einmal zu trinken angefangen hatten, sich, kaum eine Viertelstunde von der vorigen entfernt, alle Augenblicke ängstlich nach einer neuen Quelle umsahen. Auch nur diese Wassertrinker, die gewöhnlich schnell ermüdeten, und bald aus Entkräftung zurück blieben, waren es, die als Opfer ihrer Unvorsichtigkeit in die Hände der uns immer auf dem Rücken folgenden Bauern oder Gueril-

len fielen, und von diesen so manche Marter erdulden und oft eines schmählichen Todes sterben mussten.

Die Engländer hatten gegen das Bedürfniß des Durstes eine besondere, sehr belobenswerthe Vorsicht. Ihre Unteroffiziere trugen Flaschen, die, mit einer Komposition von Rhum und Limonensaft angefüllt, um ihre Schultern hingen; davon reichten sie auf dem Marsche dem durstigen Soldaten, wenn er sich einer Quelle nähern wollte, einen Schluck, und hielten ihn dann mit Strenge von der Quelle zurück. Je wärmer das Land ist, desto nothwendiger ist diese diätetische Maßregel, wenn anders die Regierung den festen Willen hat, für die Erhaltung ihres Vertheidigers ernstlich und väterlich zu sorgen. Obgleich dieser zusammengesetzte Trank oft schon durch die darauf wirkende Sonnenhitze ganz warm geworden war, so war er nur um so dienlicher, und stillte um so bleibender den Durst.

Es ist gewiß, daß auf den Märschen durch solche, leicht zu verhütende, Unvorsichtigkeiten der Grund zu manchen Krankheiten gelegt wird, deren Stoff sich erst später weiter entwickelt. Auch füllten jedesmal nach solchen Märschen die Kranken zu Hunderten die Hospitäler.

§. 67.

Die Krankheiten, die wir bey der großen, durch Orkane verursachten, Kälte bemerkten, zeigten sich hier durch die Wirkung der großen Hitze wieder. Ihre Ursachen waren beynahe die nämlichen, ihre Resultate mussten sich also auch in ähnlichem Maße verwandt seyn.

Uebermäßige Hitze erzeugt Atonie, die sich gar oft über das allgemeine System der Gefäße, Muskeln und Nerven verbreitet, zuweilen aber auch nur auf ein einziges derselben schädlich wirkt; durch sie entsteht eine allgemeine Ausdehnung; die Endtheile der Ausdünstungs-Gefäße erweitern sich in ihrem Durchmesser, die Aussonderung des Schleims und der dunstartigen Flüssigkeiten wird stark vermehrt, die zu-

rückbleibende Säftenmasse muß sich dann nothwendig verdicken, endlich stocken, und davon eine wirkliche Verderbniß der Säfte die Folge seyn.

In dem ersten Augenblicke dieser Atonie ist der Trunk ein nothwendiges Bedürfniß, und bey mäßiger Wärme ein Glas kaltes Wasser ein wirkliches Vorbeugungs- und oft ein wahres Heilmittel; ist aber bey großer Hitze die Schlaffheit der Gefäße in höherm Grade vorhanden; so kann das kalte Wasser nur eine um so schlimmere Wirkung hervorbringen, wenn darauf kein neuer Reiz erfolgt. Die durch die vorhergegangene Hitze erschlafften Theile werden dann schnell zusammengezogen; im Munde sind es die Speichel-Gefäße, und es entsteht Entzündung der Schleim, hautder Drüsen, und endlich des allgemeinen Sprachorgans. Ich sah manchmal, unmittelbar nach solchen Märschen, völlige Extinction oder chronische Rauheit der Sprache entstehen, als Folgen einer Desorganisation oder Excoriation der Schleimhaut oder Epiderme der Sprachorgane.

Gleicher Prozeß geht in der Brusthöhle vor. Die Verminderung der flüssigen Absonderungen, die Verdickung des Bluts und Stockungen erzeugen dann die verschiedenen Entzündungen der Pleura, der Lunge selbst, die Verwachsung der erstern, und wenn eine zweyte chronische Periode eintritt, nicht selten die Lungensucht. Ja, dieselben Wirkungen pflanzen sich nicht selten bis zu den feinsten Enden der Gefäße und den aussondernden Kanälen fort, so, daß sogar der Darmkanal nicht verschont bleibt, und erzeugen dann jene Ruhren, welche uns so viel beschäftigten, und die nicht verwechselt werden dürfen mit jenen Gallenruhren, welche man sonst im Spätjahre bemerkt. Bey gleicher Desorganisation oder Excoriation der innern Häute des Darmkanals entstehen dann die chronischen Diarrhöen, die ewigen Magenschmerzen, und die schmerzliche Auszehrung der Marasme bey Jünglingen, die dann mit wundervoller Ergebung ihrem Tode entgegen sehen.

Auch die Bauch- und Brustwassersuchten kommen nach solchen Märschen nicht selten in den Hospitälern vor, und auch ihre Existenz ist sicherlich derselben Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. Das kalte Wasser fließt, wenn einmal allgemeine Atonie der Gefäße eingetreten ist und diese offen stehen, bis zu ihren schwächsten Endungen, ergießt sich, wenn es durch keinen Reiz aufgehalten wird, stockt in ihren Höhlen, und muß, wenn es sich anhäuft, Wassersucht erzeugen.

Darnach war es wohl kein Wunder, wenn nach solchen erhitzenden Märschen und dergleichen Unvorsichtigkeiten, Faulfieber und alle jene Krankheiten erfolgten, welche die Fäulniß der Säfte zum Grunde haben. Denn bey der Narheit der Flüssigkeiten und der Schlaffheit der Gefäße werden die Säfte nicht gehörig vermischt und nicht gleichförmig vertheilt; es entstehen partielle Stockungen, und die Fäulniß muß dann nothwendig eintreten.

§. 68.

Jedoch alle diese übeln Folgen hätten, zwar nicht ganz verhütet, aber um ein Merkliches vermindert werden können, wenn man heilsame Vorsichtmaßregeln gewollt und mit Ernst ergriffen hätte, und wir würden uns dadurch, besonders während der Feldzüge in Spanien, vielleicht 100,000 Krieger, die in den Hospitälern und auf den Märschen umkamen, erhalten haben: denn es ist sicher, daß der Krieg selbst weit weniger Leute kostete, als eine einzige Krankheit dahin raffte, und daß der verborgene spanische Dolch wieder mehr Schlachtopfer tödtete, als alle Krankheiten der Hospitäler.

Allein bey unsrer ganz undisciplinirten und demoralisirten Armee wäre es nicht einmal mehr möglich gewesen, dergleichen Maßregeln zu ergreifen und durchzusetzen, und bey dem geringen politischen Werthe, den man auf den individuellen Soldaten legte, hätte selbst ein Vorschlag dazu nicht einmal Gehör gefunden.

§. 69.

Bey dem Zusammenflusse so vieler ungünstiger Ursachen und schädlicher Einwirkungen war gleichwol die Sterblichkeit in meinem Hospital zu Thomar äußerst unbedeutend. Von 1000 daselbst aufgenommenen Kranken starben ungefähr 27. Freylich hatten wir auch keine epidemische Krankheit zu bekämpfen; die Ruhr herrschte zwar allgemein; allein sie wurde nicht durch ihr eigenes Miasma hervorgebracht, oder pflanzte sich nicht durch ein solches contagium fort; sondern sie entstand aus gleichförmig wirkenden allgemeinen Ursachen, die durch materielle Kraft, bald mehr bald weniger, früher oder später, die nämlichen Wirkungen erzeugen mussten.

Ich rede hier nur von dem Hospital des sechsten Armeekorps, dem ich als Arzt vorstand, indem jenes des großen Hauptquartiers eine weit beträchtlichere Todtenzahl hatte.

Man kann jedoch im Allgemeinen annehmen, daß die Armee von Portugall, während des Feldzugs vom September 1810 bis zum März 1811, im Verhältnisse ihrer Stärke, einen nur sehr geringen Verlust, die Hinwegnahme des Hospitals von Coimbra ausgenommen, erlitten hat.

§. 70.

Während unsre so beträchtliche Armee beschäftigt war, auf rechtlosem Wege, kümmerlich für ihre Existenz zu sorgen, suchte der englische Befehlshaber in Lissabon seine Armee zu vermehren; er organisirte eine portugiesische Armee, der er englische Offiziere vorsetzte, reparirte das Materielle der seinigen, errichtete ungeheure Magazine allda, kaufte viele Tausende zum Transport bestimmte Maulthiere, und erwartete den günstigen Augenblick uns anzugreifen.

Auch die Spanier formirten ihrer Seits ihre Armeen wieder in Galizien und Andalusien; die vielen Korps der Guerillen wuchsen zu Divisionen an, und beunruhigten ganz

Spanien. Unsre mittägliche Armee von Andalusien verlor eine Division, und Badajoz war schon wieder bedroht.

Zugleich fingen die Gewässer an sich zu erheben, wie es hier nach dem anhaltenden Regen, der den Winter bezeichnet, immer zu geschehen pflegt. Vier Wochen lang hatte das Regenwetter gedauert, als die Bergströme gewaltsam herabstürzten und die Flüsse anschwellten, die dann aus den Ufern traten, und die Thäler unter Wasser setzten.

Diese Umstände bestimmten den Fürsten von Eßling, den Rückzug anzuordnen. Das 9te Korps war schon vorangegangen, und indem es den linken Flügel bildete, deckte es uns von der Seite von Castelbranco; das 8te Korps marschirte über Ouren, an den Ufern des Meers, und bildete den rechten Flügel. Schon war das 2te Korps in unserer Nähe im Mittelpunkte, und wir, das 6te Armeekorps, hatten noch keinen Befehl zum Aufbruch.

Ich hatte einen kranken General, der von einem heftigen adinamischen Fieber kaum noch konvalescent war; der Transport dieses Mannes setzte mich weit mehr in Verlegenheit, als der meines Hospitals; denn sobald der kranke Soldat den Marsch seines Regiments vernimmt, so ermannt er sich, wenn es nur je seyn kann, und folgt demselben, weil er gewiß ist, bey ihm seinen Lebensunterhalt und die Transportmittel eher und besser zu finden, als in der ambulance d'evanation; auch ist er bey seinem Regimente gleichsam in seiner Familie, und erhält dort leichter Alles, was er begehrt. Wirklich verlangten auch die meisten meiner kranken Soldaten jetzt schon zu ihren Regimentern zurückzukehren, und die wenigen, welche blieben, wurden auf den zur Ambulance gehörigen Maulthieren fortgebracht; für den kranken General aber, der von jedem Regimente seiner Brigade zwanzig Mann zur Bedeckung erhielt, ließ ich ein gemächliches Tragbette machen, und so kamen wir bis nach Pombal, als wir endlich den Befehl zum Abmarsch erhalten hatten.

§. 71.

So sehr auch Thomar während unsers Aufenthalts geschont wurde; so sehr litt es nach unserm Abmarsch. Es wurde Feuer in die prächtige Manufaktur gelegt; ob es durch Zufall oder auf Befehl geschah, konnte ich nicht erfahren; man wollte mich aber versichern, daß es bald nach dem Abmarsche des 2ten Korps wieder gelöscht worden sey.

Eine Abscheulichkeit wurde hier von einem, zu unserm Korps gehörigen Offizier (es war ein deutscher ****) verübt, die ihn ewig beunruhigen sollte. Die schönste von drey Schwestern entführte er aus einem der angesehensten und reichsten Handelshäuser, und schickte sie nach 2 Tagen, mit Schande beladen, zurück. Schmerzlich war für jeden Offizier des Korps diese Handlung, besonders auch darum, weil wir in diesem Hause, wo zuvor einer unsrer Divisionsgenerale gewohnte hatte, sehr gut aufgenommen waren. Am strengsten aber rügte sie der Marschall; er schickte den Offizier zurück.

§. 72.

In Pombal ward der Befehl gegeben, alle Wagen und Fourgons zu verbrennen. Der Marschall machte mit den seinigen den Anfang; nach diesen folgte der Wagen des Schatzes (der Tresor), der freylich nur die Kassenbücher enthielt, zu meinem besondern Leidwesen, weil ich dort meine, noch aus Spanien mitgebrachten, Lingots, niedergelegt hatte, in der Hoffnung, sie in Lissabon besser abzusetzen; denn nun musste ich von meinen Büchern zurücklassen, um Platz dafür in meinen Kantinen zu erhalten.

Einer dieser Fourgons, der jedoch zu dem großen Hauptquartier gehörte, hatte eine ganz sonderbare, und einer Armee ganz fremde Ladung; er war nämlich mit lauter farbigen Pariser Frauenzimmerschuhen und mit schönen und zierlichen Fächern angefüllt.

Diese seltene Spekulation war freylich auf den ruhigen Besitz von Lissabon berechnet, und würde dort, wo die Frauen-

zimmer so sehr viel auf eine niedliche chaussure halten, reichliche Prozente getragen haben. Aber leider ging auch diese, wie alle unsre süßen Hoffnungen, zu Pombal in Rauch auf.

Anfangs musste ich viel über diese sonderbare Erscheinung lachen. Bald aber machte mein staunendes Lachen einer ernstern Betrachtung Platz. Da, wo man Mehl, Brod, Zwieback und zum Hospital gehörige Vorräthe hätte finden sollen, da sah man, leider! wie durch eine bizzare Industrie dem Geiz und der sträflichen Gewinnsucht auf Kosten der leidenden Menschheit gefröhnt ward. Ein jeder der flammenden Fourgons, an denen ich umherging, gab mir und bestätigte die traurige Ueberzeugung, welch' schrecklicher Mißbrauch von den öffentlichen Mitteln zu unerlaubten Privatvortheilen allenthalben gemacht wird.

§. 73.

Die Damen, die mit den glänzendsten Hoffnungen den Feldzug verschönert hatten, verstummten, früher schon von der unerwarteten Täuschung niedergedrückt, jetzt ganz vor dem allgemeinen Befehlen der Zerstörung. Noch vor wenigen Stunden sahen sie von ihren prächtigen Karossen stolz auf jene herab, die schon im Einzuge die ihrigen verloren hatten, und jetzt auf ihren kleinen Eseln oder Maulthieren demüthig ihre Reihe in dem gemischten Zuge hielten, indessen sie Sorge getragen hatten, ihre Equipage gemächlich und sicher einzurichten; nun — baten, schrien, weinten und baten sie wieder, vergebens — alle Wagen mussten verbrannt werden. Aber welche Verlegenheit! Sie konnten auf ihren großen Pferden oder Maulthieren nicht reiten; sie hatten keine Sättel, und die Pferde oder Maulthiere waren zu groß, zu wild oder zu mager. Es ward nun gehandelt, verhandelt, getauscht und wieder getauscht, um nur auf leidentliche Art fortzukommen. Endlich mussten sie sich in Marsch setzen, zu Fuß oder zu Pferde, wie und so gut sie konnten. Es ist übrigens leicht zu begreifen, daß ein großer Theil der-

selben, bey der ganz ungewohnten Art zu marschiren, sehr viel gelitten hat.

§. 74.

Das zweyte Korps passirte Pombal, und das sechste machte die Arriergarde. Der Marschall bestimmte sogleich die zweyte Division dieses Korps zur außerordentlichen Arriergarde; denn die Kavallerie konnte in diesen gebirgigen Gegenden nicht gebraucht werden. Wir nahmen den Weg rechts über Redinha. Hier war das Wasser stark ausgetreten, und die kleine, schmale, steinerne Brücke, und das Drängen der Menschen und Pferde machte bald die Armee stocken. Dadurch gewannen die Engländer Zeit uns zu erreichen, und rechts zu umgehen. Das Treffen nahm seinen Anfang, wurde heftig und anhaltend. Ich sah das 50ste Linienregiment, das nicht mehr Zeit hatte die Brücke zu erreichen, ins Wasser stürzen, und sich so mit Verlust zurückziehen; besonders hatte ich da einige Offiziere dieses Regiments, von meiner Bekanntschaft, zu bedauern, die dem Strome des reißenden Bergwassers nicht widerstehen konnten und hülflos ertranken.

Am folgenden Tage morgens veränderte der Marschall diese Division der Arriergarde. Er wechselte den General und zwey Regimenter, und war nun allenthalben gegenwärtig, verließ das Schlachtfeld keinen Augenblick, ordnete auch jede kleine Veränderung in der Stellung selbst an, bezeichnete den Ort, wo jede Kanone aufgepflanzt werden sollte, und bewies auch in dem hitzigsten Gefechte eine solche Kaltblütigkeit, die man bey ihm, einem sonst so raschen Manne nicht vermuthen sollte.

§. 75.

Wir hatten Puente del Corbo unter täglichen Gefechten kaum erreicht, als ein neues Treffen entstand. Die hölzerne Brücke war ebenfalls sehr eng, das Wasser zwar nicht tief aber sehr reißend und der Boden äußerst felsigt.

Hier war für uns einer der gefährlichsten Punkte; aber jeder Berg, jeder Hügel war eine militairische Position. Die Engländer folgten uns auf dem Fuße, und griffen uns allenthalben wacker an; aber die Vertheidigung war eben so standhaft und kraftvoll.

In der That, manchmal wunderte es mich, wie eine vorher so indisciplinirte und demoralisirte Armee, die durch Mangel und Unmuth niedergedrückt war, dennoch jetzt so kraftvollen Widerstand leisten konnte. Aber so ist nun einmal der Franzose: wenn man ihn getrennt und mißmuthig glaubt, vereinigt und stärkt ihn die Gefahr nur um so mehr, wenn er einen Anführer hat, dem er vertrauet, und der Kopf und Kraft genug hat, das Vertrauen zu rechtfertigen. Jedoch das ist auch, etwas mehr oder minder, die Geschichte und der Karakter aller Nationen.

Bald hernach erreichten wir die von den Engländern gemachte oder verbesserte Heerstraße, und wir marschirten jetzt noch, wo nicht ruhig, doch in kleinern Tagmärschen als zuvor. Eine Division Dragoner wurde gegen Coimbra geschickt, um es aufzufordern, oder sich der Brücke zu bemächtigen, indessen das 9te Korps von einer andern Seite auf Celorico marschirte, um die Brücke über den Mondego zu gewinnen, wo uns die Garnisonen von Oporto und Coimbra zuvorkommen konnten. In eben dieser Hinsicht hatte wohl die Absendung der Dragoner-Division mehr den Zweck gehabt, die Besatzung des letztern Orts in Respekt zu halten.

§. 76.

Der kranke General, dessen ich oben erwähnte, und den ich begleitete, glaubte sich stark genug, um zu Pferde weiter zu gehen. Allein er betrog sich, das Pferd warf ihn herunter, er luxirte sich den Fuß, bekam Fieber, und ich musste wieder bey ihm bleiben. Wir gingen voraus, um etwas gemächlicher fortzukommen; bald aber hatten wir weder für uns noch für unsre Leute und Escorten kein Brod mehr.

Wir hatten jedoch nach und nach einen halben Sack voll Waizen zusammengebracht; allein nun entstand die große Frage: wo wir mahlen und backen könnten? Einige von der Escorte gingen auf Kundschaft aus, und bald berichtete uns einer von ihnen, daß er eine halbe Meile links vom Wege ab mitten im Thale eine Mühle in ganz gutem Stande gefunden habe.

Es war freylich nicht rathsam sich so weit von der Heerstraße mit so wenigen Leuten zu entfernen; allein die Noth, wie oft bringt sie die Vernunft zum Schweigen? sie entschied. Wir hatten 40 Mann wohlbewaffneter Grenadiere, und zogen in militärischer Ordnung dahin; wir quartirten uns mit allen unsern Leuten in ein schönes gar freundliches Haus ein, stellten Wachen aus, schickten 10 Mann mit unsern Leuten zur Bedeckung in die Mühle, und ruhten daselbst zwey Tage aus, bis gemahlen und gebacken war.

Die Einwohner des Dorfs, an dem die Mühle gelegen war, schienen noch nicht lange entfernt zu seyn; aber das Haus, welches wir inne hatten, war so ziemlich ausgeleert, denn wir trafen keinen Mundvorrath und keine Betten mehr an, aber desto schönere Meubles, und ein Anzugs-Zimmer (Boudoir) so schön, als ich noch keines gesehen habe; es war in der Form eines Tempels gebaut, und wenn die Eigenthümerin eben so schön als dieses Zimmer war; so konnte der Aufenthalt in diesem Hause nicht anders als sehr anziehend und angenehm seyn.

Beynahe wäre uns aber dieser Ritterzug sehr theuer zu stehen gekommen. Am Mittage des dritten Tags überraschte uns eine englische Patrouille, und wir wären, hätten sich unsre Leute nicht so tapfer gehalten, alle gefangen worden. Wir gewannen jedoch im wehrhaften Rückzuge die Heerstraße wieder, und marschirten nun unmittelbar vor unserm Armeekorps her bis nach Celorico, wo wir den Mondego ungehindert passirten.

§. 77.

Jetzt hieß es, der Fürst von Eßling habe bestimmt, den Rückzug nach Coria zu nehmen, vielleicht in der Absicht, um sich Bajadoz zu nähern; der Marschall Ney aber wollte sich nach Almeida und Ciudad-Rodrigo zurückziehen. Einige wollten sogar behaupten, Letzterer habe sich bestimmt erklärt, daß wenn der Fürst nach Coira ginge, er den Weg nach Rodrigo nehme, um die reiche Provinz Salamanca mit seinem Korps zu decken, und die oben genannten Festungen zu erhalten. Ich weiß nicht, war es dieser Widerspruch, oder die unangenehme Rückerinnerung an einen frühern Vorfall, welcher machte, daß der Marschall den Befehl bekam, nach Paris zu gehen. Dieser ging auch sogleich von der Armee ab.

Jener Vorfall war folgender: Während einem der Gefechte, die auf unserm Rückzuge beynahe kein Ende nahmen, kam eines Tages der Fürst von Eßling in die Position des Marschalls, der sich nicht zurückhielt, um demselben zu sagen, er möge nur gehen, da er ihn in seiner Operation nur hindere.

Ich bin nicht gesinnt und auch nicht geeignet, diesen Feldzug, in militairischer Hinsicht, zu beschreiben; ich erzähle nur was ich gesehen und gehört habe; allein ich glaube, daß, hätte man den Plan des Marschalls Ney befolgt, all das Unglück, welches uns in der Folge traf, über unsre Armeen nicht gekommen wäre. Almeida und Rodrigo hätten dann können erhalten werden, und wenn auch der Marschall Soult genöthigt worden wäre, sich auf die Guadiana zurückzuziehen; so hätte er doch Badajoz schützen können, oder wenn er sogar bis auf den Tago hätte zurückgehen müssen, so wären zwar die beträchtlichen Provinzen Andalusien und Estramadura verloren gegangen; allein die Armeen wären dann mehr koncentrirt worden, um das Innere von Spanien zu erhalten. Vielleicht wäre es noch Zeit gewesen Ro-

drigo und Badajoz zu sichern, wenn wir uns nach dem nachher unter dem Marschall Marmont zum Entsatz dieser letztern Festung dennoch erfolgten Zuge, nach Estramadura mehr concentrirt und die Feinde mehr beschäftigt hätten. Allein die unglückliche Armee von Portugall hatte jetzt keine feste Bestimmung, und ihr Schicksal war, daß sie bald dahin bald dorthin zum Succurse marschiren musste, so mussten wir, kaum in Salamanca angekommen, wieder auf den Tago zurück, und endlich gar bis nach Valencia, um dem Marschall Suchet bey der Belagerung dieses Platzes zur Reserve zu dienen, während welcher Zeit die Engländer Anstalten trafen, Rodrigo durch eine sehr schnelle Belageruug und mit einem eben so schnellen Sturme zu nehmen.

§. 78.

Der Abgang des Marschalls Ney bestürzte das ganze Armee-Korps. Der General Loison übernahm das Kommando, und wir marschirten nach Guarda. Hier begehrte und erhielt auch mein kranker General, mit dem ich bisher reiste, die Erlaubniß, nach Salamanca zu gehen, um dort seiner Gesundheit zu pflegen. Sein Abgang war für mich ein Glück; denn kaum war er eine Stunde abgereist, als der Befehl gegeben ward, auf die Marode zu schicken, weil das Hauptquartier drey Tage in Guarda bleiben sollte. Ich traute schon nicht mehr, und schickte nicht dahin, da der abgegangene General mir soviel Fourage zurückgelassen hatte, daß ich zur Noth damit auszukommen gedachte.

Mein Bedienter wollte seine Pferde tränken, und ritt an den nächsten Brunnen, der sich aber, weil Guarda auf der Spitze eines sehr hohen Berges liegt, unten im Thale befindet. Völlig unbefangen, war er dem Brunnen schon sehr nahe gekommen, als er zwey englische Dragoner erblickte, die an demselben ihre Pferde ganz ruhig tränkten. Er kam geängstigt in voller Eile zurück; denn sie hatten ihm nachgesetzt. Schon vorhin mißtrauisch, verlor ich nun alles

Zutrauen, ließ schnell aufpacken, und entschloß mich, da ich uns so schlecht bewacht sah, bey meiner vormaligen Division zu bivouacquiren.

Außer der Stadt, etwa in der Entfernung einer Kanonenschußweite, sah ich links im Felde eine Division, Gewehr beym Fuß, Halt machen; ich hielt sie für die dritte Division unsers Armee-Korps, weil sich bey derselben die hannöverische Legion befand, die, gleich den Engländern, rothe Uniform trug. Ich ritt also ganz gemächlich auf sie zu; bald aber sah ich, daß die ganze Division roth gekleidet war, und erkannte die Engländer.

Kurz darauf hörte ich in der Stadt den Generalmarsch schlagen. Man brach in der größten Unordnung auf, und Alles rettete sich, was und wie es konnte; allein die vielen Bedienten und Pferde, die auf der Marode sich befanden, kamen nicht wieder, und die Zahl der verlornen Pferde wurde sehr hoch gerechnet.

Unbegreiflich war es mir, wie auch diesmal die Engländer so wenig unternehmend waren; denn ohne großen Widerstand, ja ganz gemächlich hätten sie das große Hauptquartier des Fürsten von Eßling mit dem unsrigen, die beyde zugleich in Guarda sich befanden, hinwegnehmen können.

§. 79.

Wir nahmen nun den Weg nach Sabugal. Unser Korps blieb in dem Hauptquartier, weil der General Loison mit dem Fürsten in gutem Einverständnisse lebte. Man glaubte sogar, dieser habe auf seine Operationen großen Einfluß gehabt; vielleicht aber geschah es aus Mißtrauen, welches der Fürst nun in das sechste Armee-Korps setzte, da es immerhin große Anhänglichkeit gegen den Marschall Ney bezeigte, unter dessen Oberbefehl es seit seiner Formation zu Montreuille gestanden war; vielleicht auch nur, um

dieses Korps etwas ruhen zu lassen: denn nun bildete das zweyte Armee-Korps die Arriere-Garde.

Allein als dieses bey Sabugal von den Engländern mit Heftigkeit angegriffen ward, verlor es sehr viele Leute, und musste in zerstreuter Unordnung flüchten. Die Anhänger des Marschalls Ney bekamen bey dieser Gelegenheit neue Ursachen, seinen Abgang zu bedauern, und äußerten noch lauter, als zuvor, ihre Unzufriedenheit über diese Veränderung.

§. 80.

In großer Eile zogen wir nun gegen Alfayetes zu. Hier war es, wo wir wieder mit Spanien in Kommunikation kamen. Wir entkleideten uns zum erstenmale wieder, und glaubten, einmal wieder ruhig in Sicherheit schlafen zu können. Allein am frühen Morgen weckte uns ein fürchterlicher Kanonendonner. Mit banger Angst sprang Alles aus den Betten, und auf einmal sah man vor allen Häusern und Hütten erschreckte Neugierige im Hemde, die nach der Ursache dieser so nahen Kanonade ängstlich fragten. Ein alter Grenadier antwortete mir ganz trocken nach seiner Soldatenweise: „L'imperatrice a fait un garçon, he bien! c'est pour ce petit marmot."

Gegen Mittag brachen wir von Alfayetes auf, und erreichten dann bald die spanische Gränze.

§. 81.

Es ist ein ganz eigenes Gefühl, mit dem man ein neues Land wieder betritt; aber noch wohlthuender drängen sich die schmeichelnden Gefühle, wenn man sich nach einem so gefahrvollen, mühsamen und hungrigen Feldzuge auf einmal wieder auf dem friedlichern Boden eines schon gekannten Landes findet.

Es war gerade Sonntag, als wir in Robleda ankamen; die Freude, ein bewohntes Land wieder zu finden,

war für uns unaussprechlich; wie küssten die Erde, die uns wieder so friedlich aufnahm. Die Einwohner waren festlich gekleidet, kamen uns mit freundlicher Gastfreyheit entgegen, bewirtheten uns, beklagten uns auch, aber der geheime Wunsch, uns endlich einmal noch so weit entfernt zu wissen, drückte sich dennoch durch so manchen stillen Seufzer aus. Wir nahmen indessen dieses alles für gute Münze, thaten uns gütlich, und glaubten uns schon wieder auf vaterländischem Boden, ohne zu ahnen, wie viele Mühseligkeiten, Gefahren und Verluste uns noch erwarteten.

§. 82.

Einerley war es uns jetzt, wo wir hinmarschiren sollten; aber unerwartet war es uns dennoch, als wir den Befehl erhielten, nach Salamanca aufzubrechen. Wir waren eben auf dem Wege nach Coria. Was nun den Fürsten bestimmt haben mag, seinen gefassten Entschluß, dahin zu gehen, abzuändern? oder wenn er ihn niemals hatte,— warum einen so großen Ummweg zu nehmen? Eine Diversion, um Almeida auszuleeren, konnte es nicht seyn; denn man hatte dieses zu einer Zeit, wo der Weg noch allenthalben offen war, nicht gethan;— um Ciudad Rodrigo zu verproviantiren, auch nicht: denn dafür hatte man schon gesorgt;— um durch unsere Bewegung den Feind irre zu führen, der sich jetzt mit starken Schritten gegen Badajoz hinzog, und uns, gleichsam als vernichtet, unserm Schicksale überließ,— wohl auch nicht: denn wir folgten ihm nicht. Vielleicht war es also höherer Befehl, den der Fürst in Alfayetes erhielt; kurz, wir marschirten nach Salamanca.

Almeida war unterdessen schon durch ein zurückgelassenes englisches Korps, das aus einem Theile der Besatzung von Coimbra und Oporto und aus einem spanischen

Korps, das aus Galizien gekommen war, bestand, berennt, als der Befehl dort ankam, die Artillerie nach Rodrigo zu schicken. Nur einige Stücke davon konnten noch dahin abgeführt werden, und die Festung war, ehe man sich's versah, ganz eingeschlossen. Der Fürst von Eßling setzte nun für den, der einen Befehl in die Festung bringen würde, 25000 Franken und das Kreuz der Ehrenlegion zur Belohnung aus. Zwey Grenadiere übernahmen dieses Wagestück und führten es aus. Das verabredete Zeichen der Ankunft ward gegeben. General Breunier, der in der Festung kommandirte, ließ diese in der Nacht auf allen Seiten sprengen, schlug sich mit seiner ganzen Besatzung durch das Blokade-Korps durch, und kam über San Felices wohlbehalten in Salamanca an. Früher schon war das Fort de la Conception gesprengt worden. General Breunier ward zum Divisions-General ernannt.

Fürst von Eßling erhielt bald nach seiner Ankunft in Salamanca den Marschall Marmont zu seinem Nachfolger, und reiste gleich darauf nach Paris ab.

§. 83.

In den englischen und spanischen Blättern habe ich manche Bemerkungen über unsern Feldzug in Portugall gelesen, und man bekannte dort, besonders von Seiten der Engländer, daß ihnen der Marschall Massena am meisten zu schaffen gemacht habe. Allerdings musste die hartnäckige Ausdauer dieses Oberbefehlshabers einen starken Eindruck auf die feindliche Armee und auf die sämmtlichen Bewohner Portugalls gemacht haben. Die Gemüther fingen auch schon an, selbst in der Hauptstadt, über den guten Ausgang ihrer Sache in zweifelnde Aengstlichkeit zu gerathen. Die Lebensmittel fingen auch dort an theuer, und bald auch selten zu werden. Viele der reichsten und angesehensten Familien waren ausgewandert,

und schleppten ihre Schätze und Reichthümer in die Kolonien zurück, wo sie sie gesammelt hatten. Brasilien ward der allgemeine Zufluchtsort, wohin sie der natürliche Trieb, ihrem Regenten sich zu nähern, leitete. Viele zogen auch nach England. Das Volk, hier, wie an allen Orten, wenn das Brod mangelt, unruhig, hatte schon zu manchen aufrührerischen Scenen Anlaß gegeben, zu Auftritten, welchen die schlechte Polizey Lissabons nicht hätte widerstehen können, wenn nicht die strengen militärischen und politischen Maßregeln der Engländer kräftig mitgewirkt hätten.

Unter diesen Umständen musste die lange Dauer der Blokade Lissabons den englischen Befehlshaber wohl nicht wenig bedenklich machen, besonders, da schon viele Einwohner, des strengen Verbotes ungeachtet, zu ihren verlassenen Wohnungen zurückkehrten, und sich in Lissabon selbst Verhältnisse mit uns anknüpften. Diese Verhältnisse waren schon so weit gediehen, daß man einmal sogar schon Hoffnung hatte, durch geheime Verhandlung mit den Einwohnern die Uebergabe der Stadt zu gewinnen.

Gewiß ist es, daß schon frühe Waaren aus der Stadt uns zukamen: ob das merkantilische Interesse auf erlaubtem Wege dieses gestattete, oder ob es auf geheimem Wege geschah, oder ob politische Absichten und Gründe Antheil daran hatten, ist mir nicht bekannt; aber daß man diese Gelegenheit von unserer Seite zu benutzen wusste, das weiß ich gewiß. Es fehlte nur an den drey nothwendigen und ersten Bedingnissen, um den Krieg mit Nachdruck und mit mathematischer Gewißheit führen zu können, nämlich an G e l d, — G e l d, — G e l d.

Hätten wir in jenem günstigen Augenblick der innern Unruhe dieses große, allmächtige Mittel, auch nur in dem Verhältnisse, wie es die Engländer besaßen, gehabt: so würden wir, wie ich glaube, ohne Zweifel Meister von Lissabon geworden seyn.

Allein wenn der kommandirende General, zur Deckung der nothwendigsten Bedürfnisse, seinen Feldzug mit Plünderung der Privatkassen seiner Korps beginnen muß; so lässt sich schon nicht viel erwarten, wenn auch der Muth seiner Armeen mehr als gewöhnlich wäre, besonders aber dann nicht, wenn er gegen eine Armee zu agiren hat, die, wie die englische, durch verschwenderische Großmuth und raffinirte Spekulation die Armuth seiner Armee in einer nur desto auffallendern Blöße so recht bemerklich macht und abstechend darstellt.

§. 84.

Portugall, das ehemalige Lusitanien, und vormals spanische Provinz, an deren Eroberung schon die größten Helden der Vorzeit scheiterten, war auch diesmal der Gränzpunkt unseres Kriegsglücks. Schon 148 Jahre vor Christi Geburt vertheidigte sich Lusitanien 14 Jahre lang allein gegen die ganze römische Kriegsmacht, und vernichtete sechs römische Kriegsheere. Metellus schätzte sich endlich glücklich, mit Vitriatus einen Frieden, wenn gleich nachtheilig für Rom, geschlossen zu haben. Zwar genehmigte der römische Senat diesen Frieden nicht; aber der große Feldherr, Quintus Pompejus, musste zu dem niedrigsten Mittel seine Zuflucht nehmen, um die kleine Provinz zu unterjochen; er ließ den Vitriatus, der sich vom Hirtenstabe durch Muth und Kenntnisse bis zum Marschallsstabe, hätte es damals deren schon gegeben, geschwungen hätte, heimlich ermorden.

Unter dem gothischen Könige von Spanien, Alphons dem Keuschen, ward die Provinz Lusitanien, wie viele andere, zu einer Grafschaft erhoben, und der lusitanische Graf, Heinrich der Erste, erhob sich selbst zum Könige.

Portugall ist zwar, da seine Breite nirgends über 20 Meilen beträgt, ein kleines Königreich; der vielen Berge wegen ist jedoch sein Flächen-Inhalt bedeutend. Es hat überhaupt nur zwey, und zwar unbedeutende Ebenen, das Thal von Coimbra, und jenes von Lisboa.

Ich kann freylich nur von den zwey in der Mitte liegenden Provinzen, Beira und Estramadura sprechen, ob ich gleich das Königreich beynahe an seinen beyden äußersten Enden gesehen habe, am Minho, an den Gränzen Galiziens, und an der Guadiana, an den Gränzen der spanischen Provinz Estramadura. Allein, Alles, was ich sah und beobachten konnte, verräth an den Portugiesen eine von der spanischen verschiedene Nation.

§. 85.

Schon die natürlichen Gränzen zwischen Spanien und Portugall, durch bedeutende Bergketten, die beynahe den Pyrenäen gleichen, bezeichnet, garantiren dieser Nation ihre Unabhängigkeit, und haben sie seither gegen alle feindlichen Angriffe von Seiten Spaniens geschützt, obgleich diese Nation, die unter dem Kaiser Karl V. und unter den spanischen Königen dieses Namens Karl I. das System einer Universal-Monarchie zu haben schien, und die ganze Welt zu besiegen drohte, stolz auf ihre Infanterie, als die erste der Welt so manchen Angriff auf dieses Land machte.

Auch die Bauart der Städte und ihrer Häuser ist in Portugall und Spanien verschieden. In dem erstern Lande ist die Lage der Städte fast durchgehends amphitheatralisch, von Norden gegen Süden, wie denn auch gewöhnlich von dieser Seite her ihre Berge ziehen, also immer bergig. Das Wasser ist hierbey eine Hauptbedingniß, welches in diesen Berggegenden durchgehends gut ist; doch findet man nur an den Ufern der Flüsse oder Bäche eine bedeutende Bevölkerung.

Die Straßen in den Städten sind weniger enge als in Spanien, und die Häuser haben nicht an jedem Fenster, wie dort, ihre Balkons; überhaupt hat ihre Bauart nicht das Eigene, wie in Spanien, und sie nähert sich mehr dem englischen Geschmack. Auf den Dörfern aber verhält sich's anders. Der Eingang in ein Bauernhaus führt gewöhnlich in die Küche, wo der Thüre gegenüber das Geschirr symmetrisch in bunter Reihe aufgestellt ist, und einen angenehmen Eindruck macht. Hier ist zugleich das Wohn-, Speise- und Gesellschafts-Zimmer; es ist hoch und luftig, hat nur das einfache, flache Dach, mit breiten dünnen Steingeschieben gedeckt, über sich, und erhält sein Licht durch die Thüre, die immer offen steht. Neben daran sind einige kleine Kammern zum Schlafen, die nur durch ein ganz kleines und schmales Fensterloch, das mit einem Laden versehen ist, erleuchtet werden. Die Früchte werden in großen Kisten aufbewahrt, und das Vieh ist in einem Anbau untergebracht. Die Bauernhäuser sind übrigens auch nicht von Lehm, wie in Spanien, sondern von Steinen gebauet, und Fenster, Oefen oder Brasseros, wie in Spanien, kennt man dort nicht. Selbst in den Städten ist kein Glas an den Fenstern, sondern nur ein Laden; das Fensterglas ist hier nur ein Artikel des Luxus, nicht aber der Nothwendigkeit; man findet jedoch dergleichen Fenster an allen Häusern der Reichen und Vornehmen. Endlich findet man in Portugall hier und da Abtritte in den Häusern, die man in Spanien, oft sogar in Pallästen, vermisst.

§. 86.

Der Eingang in dieses schöne Land ist schauerlich. Von Almeida aus, unmittelbar vor der Stadt, fangen schon die tiefen Thäler mit Massen von Felsen an, die unordentlich aufeinander gehäuft, mit dunklem Moose, nur hier und da mit Bäumen untermischt, bewachsen sind, und einen äußerst unangenehmen Eindruck machen, da sie ein wahres Chaos der

Natur darstellen, indeß man in der Erwartung ist, ein freundlicheres Land zu finden.

Die Natur hat hier die richtigen Gränzen bezeichnet. Die Festung Almeida, und das Fuerte de la Conception, beyde nach Vaubans Plan gebauet, vertheidigen von dieser Seite den Eingang. Jenseits ist Alles unfruchtbar und der Boden kalt, diesseits aber das Land angebauet, bis auf den Berg, auf welchem das Fort de la Conception liegt, und an dessen Fuß ein kleiner Bach, der Rio Furon, die eigentliche Gränze macht.

Die Engländer hatten dieses Fort, bey unserer Annäherung, auf der einen Seite gesprengt und verlassen. Von uns wurde es auch auf den drey andern Seiten gesprengt, und eben so verlassen.

Das Land ist hier arm und nährt sich, wie alle Gränzorte, von der Kontrebande. Wir gingen fortdauernd unangenehme Wege über Maca de Cahon nach Celorico, wo wir gute Melonen fanden, und schon die ersten Gärten sahen, die in ganz Spanien, Arragonien und Valencia vielleicht ausgenommen, so selten sind.

§. 87.

Viseu (Viseo) ist eine bedeutende Stadt, und die Gegend hat eine prächtige Vegetation; auf der Südseite hat sie schöne Spaziergänge von den schönsten Kastanien- und Eichen-Hainen, die in linienförmiger Richtung gezogen sind. Bis zu ihr hin findet man Hochwaldungen, vielleicht die schönsten in ganz Portugall; der Weg aber ist beschwerlich und steinigt, hier und da jedoch mit kleinen angenehmen Thälern abwechselnd.

In Viseu soll sich das Grabmal des spanischen Königs Don Rodrigo finden, an welchem der Graf Don Julian die Verführung seiner Tochter Florinde so fürchterterlich rächte, und zugleich Verräther an seinem Vaterlande ward.

So viele Mühe ich mir auch gab, die Inschrift auf einem hier befindlichen Epitaph: „a qui yace Rodrigo, ultimo Rey de los Godos," *) zu finden, so gelang es mir dennoch nicht, und war wohl auch ganz ohne Leitung unmöglich.

In Mongalde, einem artigen, freundlichen Städtchen, sahe man schon die Quinta's, Gärten mit hohen Mauern, wie man sie nur in ganz Portugall immer wieder antrifft, mit Mauern, die an Höhe und Solidität den Gärten des türkischen Serails wohl nichts nachgeben.

§. 88.

Bis hierher waren wir einem ziemlich gangbaren, obgleich beschwerlichem Wege gefolgt; bald aber kamen wir, in gerader Richtung westlich, auf öde, kahle und unbewohnte Gebirge, wo die Wege höchstens für die kleinen, äußerst schmalen Landkarren fahrbar, durch große Wasserfurchen allenthalben gehemmt und gleichsam abgeschnitten waren, und unsere Artillerie und Wagen mit weitem Geleise nur mit unglaublicher Mühe, unter großem Verluste durchkommen konnten.

Die Stellen der frühern Bivouacqs des englischen Armee-Korps, das uns auf so große Abwege leitete, waren so unbedeutend, daß sie uns nur auf eine Abtheilung Kavallerie mit einer geringen Anzahl Infanterie schließen liessen, und wir uns oft verwunderten, wie man sich so irre führen lassen konnte, um mit einer so beträchtlichen Armee die Heerstraße zu verlassen, und sie auf so steilem ungangbarem Wege beynahe unüberwindlichen Beschwerden und einem großen, unvermeidlichem Verluste auszusetzen. Zum Theil mag es die Unkenntniß des Landes entschuldigen, zum Theil aber scheint mir's auf einer Täuschung zu beruhen, wenn nicht etwa andere geheime Ursachen, die freylich zu unserer Kenntniß nicht

*) Hier liegt Rodrigo, der letzte König der Gothen.

gelangten, den Fürsten von Eßling zu diesem Marsche bestimmten.

Bey unserm Eintritt in das Land konnte uns freylich der Feind den Weg bezeichnen, auf dem wir ihm folgen müßten; allein mich dünkt, mit einer so bedeutenden Macht, mit der schönsten, besten und solidesten Armee, die Frankreich damals hatte, hätte man, besonders bey dem, den Franzosen eigenen, Selbstvertrauen, wozu der Tagsbefehl aus dem Fort de la Conception noch mehr berechtigte, wohl etwas mehr wagen können, wenn anders die Heerstraße jenseits des Mondego gekannt war, dieselbe Heerstraße, die wir bey unserm Rückzuge wählten, auf dem wir aber auch ungehindert waren, um uns den Weg und die Position nach Gutfinden zu wählen.

§. 89.

Bussaco, das berühmte Kloster der ewig stummen Karmeliter-Mönche, welche die heiligen Schatten der portugiesischen Könige in frommer Stille und der strengsten Observanz bewachten, dessen hundertjährige Eichenhaine, mit traurigem Epheu umschlungen, zur Melancholie stimmen, dessen uralte Cypressenhaine von Goa die Seele mit der ewigen Ruhe vertraut machen, an welche zugleich die bizarrsten Insignien der Vergänglichkeit, allenthalben angebracht, nur desto mehr erinnern, war jetzt verödet, dem raubsüchtigen Krieger preisgegeben, und seiner Zerstörung nahe; auch nicht einmal die heiligen Gräber der Fürsten blieben verschont.

Wenn jedoch die ägyptischen Könige, durch die Wundergebäude jene der Ewigkeit trotzenden Pyramiden ihre irrdischen Hüllen vor der Raubsucht nicht schützen konnten; wie sollte heiliger Glaube und religiöse Ehrfurcht den Soldaten, von welcher Nation er auch sey, zurückhalten können, der ewigen Ruhe und Vergessenheit geweihte Stätten zu verschonen, wenn er im hitzigen Kampfe, durch gebotene Mordlust diese Stätten schon einmal zu entweihen befehligt wird?

Der Krieg hat zu allen Zeiten und bey allen Nationen nur ein und dasselbe Gemählde. Ihm gehen die Furien mit ihren brennenden Fackeln vor. Mord und Raubsucht begleiten ihn; geschändete Unschuld, Tugend und Sittlichkeit schleppt er gewaltsam mit sich fort; Künste und Wissenschaften tritt er mit Füßen, und Heulen, Jammern, Wehklagen, Hunger und Kummer, schreckliche Krankheiten und der fürchterlichste Tod folgen ihm auf dem Fuße.

Die Schlacht bey Bussaco auf der nahen Gebirgskette von Alcoba hatte auch diese Zerstörung verschuldet. Sie dauerte drey Tage, schon viel zu lange, um auch nur an einige Erhaltung denken zu können. Dreymal und von drey Seiten her wurden die Höhen bestürmt, und dreymal wurden wir von den schon eroberten Höhen zurückgeworfen. Hätten wir früher einen Wegweiser gegen Coimbra zu gefunden; so wäre auch dieses merkwürdige Kloster erhalten worden.

§. 90.

Coimbra, unstreitig die schönste Stadt im Innern von Portugall, seine romantische Lage, die Fruchtbarkeit seiner Gegend, die schönen Gärten, der Ueberfluß und Reichthum, der sich nirgends verläugnen konnte, gewährte mir wieder einen angenehmen Anblick, obgleich die bergigen und engen Straßen mir nachher nicht behagen wollten; desto mehr aber entzückte mich die einzige breite Straße unten bey dem Eingange, und oben die Plateforme, wo die Aussicht einzig schön ist. Die steinerne Brücke über den Mondego am Fuße der Stadt ist zwar lang, aber schmal. Dieser Fluß setzt sie mit Figueira und dem Meere in Verbindung; ihr Handel muß demnach beträchtlich seyn; indessen scheint es mir dennoch, daß die Universität bey Weitem den größten Antheil an ihrem Wohlstande hat.

§. 91.

Condeira, ein schönes Städtchen, mehr aber noch des schönen Geschlechtes wegen berühmt, stand in Flammen, wahr-

scheinlich um uns den Durchgang zu erschweren. Seine Umgebungen sind angenehm und fruchtbar; das Innere enthält schöne Gebäude.

Pombal, eine kleine Stadt, hat außer der schönen Chaussee auf beyden Seiten, nichts Merkwürdiges. Das Andenken an den großen Minister dieses Namens, der dort begraben liegt, ist der einzige interessante Erinnerungspunkt an diese unfruchtbare Gegend.

§. 92.

Leiria, eine alte Stadt am Fuße eines Berges und am Strande eines kleinen Baches, mit einem alten Kastell, wird nur durch seine nahen Fichtenwälder erhoben. Das Ganze verräth aber wenig Wohlstand.

Batalha ist nur wegen seines Klosters und einer ehemaligen Schlacht (Bataille) gegen die Spanier, wovon es seinen Namen hat, bekannt, sonst unbedeutend. Hier verenget sich die Gegend wieder, und die Berge werden beträchtlicher.

Alenquer ist ein bergiges Städtchen, von einem Bache gleiches Namens durchschnitten.

Villa franca am Flusse Tajo, ein artiges Städtchen, das, durch den Fluß begünstigt, einen schönen Handel haben muß, und ziemlichen Reichthum verräth. Seine Lage ist angenehm und unterhaltend. Die Nähe der Hauptstadt kündigt sich allenthalben an. Wir überschauten hier die von Städten und Dörfern übersäete Gegend bis Lissabon hin mit verlangenden Blicken.

§. 93.

Azambuja, das einzige flache Städtchen, das ich in Portugall sah, liegt an dem dort gleichfalls flachen Ufer des Tajo. Es hat einen schönen Platz und niedliche Häuser. Das ebenfalls flache Land ist gut angebauet. Der Weg führte uns durch einen Fichten- und Eichenwald.

Cartaro, in der Aussprache Cartajo, soll seinen Namen von einer Kolonie Karthaginienser haben, die sich nach der Zerstörung ihrer Hauptstadt dort angesiedelt haben sollen. Der spanische General, Marguez de la Romana, der uns in Galizien sehr beunruhigt hat, soll dort begraben liegen. Es ist übrigens ein kleiner unbedeutender Flecken.

§. 94.

Santarem, eine bedeutende Stadt, die reich zu seyn scheint, und einen ausgedehnten Handel haben muß. Sie liegt am Flusse Tajo, der aber hier nur im Winter schiffbar ist. Die Gegend ist angenehm und fruchtbar. Der Boden bringt Alles hervor.

Hier war es, wo das Marine-Bataillon mit der Erbauung von Schiffen strenge beschäftigt war. Als nachmals die ganze Armee ihre Kantonirungen änderte, wurden die schon fertigen Schiffe auf Wagen, die in der Eile verfertigt werden mussten, auf dem wässerigen und grundlosen Thalwege unter weitern Beschwernissen nach Punhete gebracht, und dort die Arbeiten, indeß sie der General Loison mit dem dritten Armee-Korps deckte, und Abrantes beobachtete, mit noch mehr Thätigkeit als zuvor, unter dem großen Mangel, mit welchem auch dieses Korps zu kämpfen hatte, fortgesetzt.

Diese Marine-Soldaten *), auf dem festen Lande gebildet, übrigens aber mit vielen theoretischen Kenntnissen aus-

*) Wenn man eine Klassifikation über das Betragen unserer Soldaten überhaupt, während dieses Feldzuges machen sollte, so könnte man annehmen, daß die Korps der Marine und des Genie oben an stehen; ihre Officiere verdienen als gebildete und kenntnißvolle Männer und ihre Soldaten als thätige und wohl disciplinirte Arbeiter in jeder Hinsicht die erste Reihe. Das Artillerie-Korps enthält nicht weniger gebildete und mit vielen theoretischen und spekula-

geschmückt, kraft- und muthvolle Krieger, neckten sich hier mit den feindlichen sehr oft. Sie setzten so manchmal nächtlicher Weile über den Fluß, und nahmen sich abwechselnd Vorposten und Patrouillen hinweg.

Eines Tages brachte man einen jungen englischen Seeofficier ein, der mit 40 Mann auch so einen kühnen Streich ausführen wollte. Seine Mannschaft, als sie ihr einzelnes Boot von den unsrigen ohne Rettung umgeben sah, hatte sich in den Fluß gestürzt, und durch schnelles Schwimmen gerettet. Der Officier aber war ganz unbeweglich in seinem Boote geblieben, und hatte sich ganz geduldig ergeben. Auf die Frage, warum er sich nicht eben so, wie seine Kameraden, rettete, antwortete er ganz unbefangen, daß er nicht schwimmen könne. Unbegreiflich war mir's, wie ein englischer Seeofficier, ehe er in der Schwimmschule die nöthige Fertigkeit erlangt hatte, sich so aussetzen oder vielmehr, auf einem Elemente dienen mochte, wo eben diese Fertigkeit eine der ersten Bedingnisse seyn muß.

---

tiven Kenntnissen ausgerüstete Officiere, besonders in seiner obern Klasse, und in seiner untern die vortrefflichsten Praktiker, auch thätige, wohl disciplinirte und sehr arbeitsame Soldaten. Diesen folgt die leichte Kavallerie, besonders die Husaren, die auch während der Revolution, so sehr es verboten war, nicht aufhörten, ihren Stock zu tragen, den sie als ein gewisses, ihnen eigenthümliches Attribut der Disciplin betrachteten, und wovon sie, des Verbotes ungeachtet, nicht selten Gebrauch machten. Nach diesen kommt die Infanterie, und nach ihr folgen die Dragoner, ob sie gleich, während dieses Feldzuges ihr bey der großen Armee zum Theil verlornes Renommée wieder zu erlangen trachtete.

Nach diesen sind die Centeniers, denen der Artillerie-Train, das undisciplinirteste aller Korps, folgt. Den Schluß machen die gesammten Bedienten der Armee, diese zügellose, grausame Menschenklasse, die mehr Unheil stifteten, als alle Soldaten der Welt.

Wie dem aber auch sey, über den Bau der vielen Schiffe hatte man in der Armee verschiedene Vermuthungen. Allerdings sollten sie zu einer Schiffbrücke über den Tajo dienen, allein zu welchem Zwecke der Uebergang über diesen Fluß dienen sollte, das war uns unerklärbar; zuerst hieß es — um aus der Provinz Alentejo, die besonders an Fourage reich war, Lebensmittel zu beziehen, dann — um die Belagerung von Abrantes zu machen, und sich so mit der Armee von Andalusien in Verbindung zu setzen. Vielleicht aber war es nur Vorsicht auf den Fall hin, daß uns der Weg auf dem rechten Ufer abgeschnitten werden sollte, vielleicht gar nur ein Stratagem. Allein alle die Schiffe, mit so vieler Mühe erbaut, wurden bey unserm Abzuge — verbrannt.

§. 95.

Golegao, ein kleines Städtchen in einer schönen und fruchtbaren Ebene, ist vorzüglich wegen der guten Bohnen, die um den Mais gezogen werden, und die wir in den ausgedehnten Mais- und Reis-Feldern in Menge finden, bekannt.

Die Gegend von Santarem bis nach Golegao ist sehr angenehm.

§. 96.

Thomar, an dem Flusse Nabao, auf der einen Seite von Bergen eingeschlossen, liegt in einem angenehmen Thale, welches einen ovalen Platz bildet; es gehört dem Christorden, und scheint sehr alt zu seyn, ist aber nicht bedeutend. Auf einer beträchtlichen Anhöhe liegt das große Kloster des Christordens, ein altes aber reiches Gebäude, das noch auf seine ersten Bewohner, die Tempelherrn, deutet. Die Hauptstiegen im Innern sind von Marmor, mit Mosaik verziert. Es besteht aus zwey gleichen Flügeln, von einem so großen Raume, daß in einem derselben eine ganze Division Infanterie ihr Obdach fand. Eine halbe Stunde hinter dem Kloster sieht man eine schöne Wasserleitung, deren

reine Architektur mit doppelt aufeinander stehenden Bogen ihren Bau auf alte Zeiten versetzt; sie führt dem Kloster das Wasser zu.

Das Hauptprodukt dieser Gegend ist das Oel. Die schönen Oelberge umgeben die Stadt Thomar auf drey Seiten. Verdier's schöne Baumwollenspinnerey, die sich dort befindet, ist eine kostspielige Anlage mit englischen Maschinen; denn sie beschränkt sich nicht auf die Spinnerey allein, sondern begreift auch alle dazu nöthigen Handwerker. Sie war immer im Gange, und die Arbeiten gingen ununterbrochen fort, obgleich der Eigenthümer selbst nicht gegenwärtig war. Ein Kanal aus dem Nabao leitet, eine halbe Meile Weges, das Wasser in diese Manufaktur. An dem ersten Bassin dieses Kanals befindet sich eine zum Bewundern schöne Kaskade. Die große spiegelnde Wasser-Nappe und der hohe Sturz desselben ist wirklich majestätisch.

§. 97.

Rodinha, wohin wir auf dem Rückwege über Pombal kamen, ist ein kleiner unangenehmer Flecken, dessen Berge jedoch an Wein ergiebig sind.

Guarda, wohin uns wieder der Weg über Celorico führte, ist die höchste Bergstadt Portugalls. Rechts davon zeigte sich uns das Dorf Linhares am Abhang eines Berges, in einer angenehmen Lage, mit Rocken und Kartoffeln bebauet, die für uns die angenehmste Entdeckung waren: denn lange schon hatten wir diese nützliche Pflanze vermisst, die unsere Armee in dem polnischen mangelvollen Kriege, so zu sagen, allein erhielt, in Portugall aber gänzlich mangelte, und durch den Mais keineswegs zu ersetzen war.

Das liebliche Thal längs dem Mondego hin, mit schönen Landhäusern geschmückt, die mit Oel- und Kastanien-Wäldern abwechselten, war in dieser Jahreszeit äußerst angenehm zu bereisen. Sobald wir aber die steinerne Brücke passirt hatten,

führte der Weg bergan, um das kleine, unangenehme Guarda zu erreichen, dessen schauerlich-kalte Lage mit dem reizenden Thale so gewaltig abstach.

Sabugal, wohin wir auf einem schönen, von Eichen- und Kastanien-Wäldern beschatteten Bergwege der Länge nach auf der Sierra kamen, ist ein kleines unbedeutendes Bergstädtchen.

Alfayetes, gleichfalls ein Bergstädtchen, an dem Ufer eines Baches gelegen, hat in seiner Mitte einen viereckigen artigen Platz; seine Umgebungen aber sind weniger angebauet, und mehr felsig, unangenehm und kalt. Es nährt sich durch Kontrebande.

§. 98.

Die Gebirge laufen fast allenthalben von Norden gegen Süden, und auch die höchsten bestehen aus Granit.

Die Berge sind alle felsig; auf der ganzen Strecke bis Coimbra findet man nur solche; doch waren sie auch mit schiefrigten Sandstein-Gebirgen untermischt, die eine gute Erde bildeten, auf der man mit Vortheil und ergiebiger Ausbeute pflanzen kann. Von Coimbra aber fangen die Kalkgebirge an, die sich in der nämlichen Richtung bis nach Lissabon hinziehen.

§. 99.

Die Flüsse, welche ich gesehen habe, sind der Tejo (Tagus), der in den Gebirgen von Arragonien entspringt, und sich bey Lissabon in den Ozean stürzt. Er ist bey seinem Ausflusse sehr breit, in seinem Verlaufe aber weniger, so, daß er, außer der Flut, die höchstens bis Abrantes steigt, oft nicht schiffbar ist. In Spanien, besonders bey Talavera, gleicht er dem Rheine. Zuweilen bringt er große Seefische mit sich.

Der Fluß Mondego, der in der Gebirgskette der Cotrella seinen Ursprung hat, und bey Figueira in den Ozean

sich ergießt, ist kaum so breit, als der Neckar, aber auch, wie dieser, im Winter reißend.

In der genannten Gebirgskette entsteht auch die Zézére, die sich bey Punhette in den Tejo ergießt. Sie ist eigentlich nur ein Bach, wie die Nabao, Ceria, der Alenquer und der Tourou, der Grenzbach bey Almeida zwischen Spanien und Portugall.

§. 100.

Das Klima ist vortrefflich, besonders in den Winter-Monaten; es ist rein und gesund, die Tage und Nächte nähern sich sehr der Gleiche. Am ersten Januar hatten wir um sieben Uhr Abends noch Helle, und Morgens um die nämliche Stunde fing der Tag schon wieder an. Beynahe das ganze Jahr hindurch kann man auf 12 Stunden des Tages und eben so viele der Nacht rechnen. Die Nächte sind kühl und feucht. Während der Regenzeit, die gewöhnlich vier Wochen dauert, und im März eintritt, herrscht der West-wind; es vergeht jedoch kein Tag, wo man nicht in eben dieser Zeit, durch einige Sonnenblicke aufgemuntert, einen Spaziergang machen könnte. Die starken Stürme, oder Orkane (Ouragans) kommen immer mit dem Nordostwinde.

§. 108.

Die Vegetation ist prachtvoll, und ihre Mannigfaltigkeit wechselt beynahe mit jedem Schritte ab, besonders, wenn man von der, bey unserm Feldzuge angezeigten Seite her, in das Innere des Landes eindringt. Eichen- und Kastanien-Wälder, aus denen hier und da der schöne Vogelbeerbaum hervorscheint, wechseln angenehm mit einander ab, bis sie den Obstbäumen, die wir in Spanien so sehr vermissten, Platz machen. Etwas tiefer in's Land hinein trifft man die immer grünen Oelberge, die Feigen-, Citronen- und Orangen-Bäume an, und näher an dem Ufer des Meeres hin sieht man auch die Fichte. Ein Berg, ein Hügel verändert einer nach dem

andern die Produkte, und zeigt uns hier den Myrthenstrauch, dort einen Cypressenhain, und nicht selten auch den Judasbaum. Je tiefer man aber in's Land kommt, desto mehr wird die Neugierde durch immer neuere Gegenstände gereizt; hier zeigt sich die große Hecken-Aloë und die indianische Feige, und bald erscheint auch die Dattelpalme in ihrer rohen Schönheit; dort aber, wo das Land am tiefsten ist, in den brennenden Ebenen wächst die traurige, immer grüne Korkeiche.

§. 102.

Unter den vielen, mir unbekannten Insekten und Amphibien war mir am allermeisten der Gecko auffallend, der mich einmal durch seinen häßlichen Kopf erschreckte. Diese Eidechse ist nicht menschenscheu; sie lief so lange um mich herum, bis ich so höflich war, nach genauer Betrachtung ihr Platz zu machen; sie soll aber, wie ich nachher von verschiedenen Einwohnern versichert ward, nicht schädlich seyn.

Man sieht wenige Vögel; zur Entschädigung aber trifft man beynahe in jedem Hause Papagayen und Affen. An Hunden ist dieses Land vorzüglich reich; diese lieben aber die Ausländer nicht.

§. 103.

Die Pferde sind von einer ganz andern Race als die andalusischen; sie sind sehr flüchtig, haben einen schönern Kopf, und das herabhängende Kraut nicht, wie jene, auch höhere Beine, und sind dauerhafter.

Die Kühe und Ochsen sind lange nicht so wild als die spanischen; sie werden auch nicht so wild, in den Wäldern sich selbst überlassen, gezogen; wenigstens haben wir keine solche gefunden, da im Gegentheile in Spanien die Kühe, zu wild, um hinweggeführt zu werden, nie mangelten. Alle, die ich gesehen habe, mitunter auch weiße, die man in Spanien nirgends sieht, glichen an Gestalt und Farbe unsern deutschen Kühen; sie sind auch kleiner als die spanischen, und

haben kleinere Hörner. Ich muß also allen Jenen widersprechen, die sie für größer und wilder ausgeben, als die spanischen. Dieses ist sogar nicht einmal möglich: denn erstens hat man keine Weiden, um sie auf gleiche Weise, wie in Spanien, zu ernähren, und zweytens ist das Land zu sehr bevölkert, als daß sie mit den Menschen nicht bekannter oder heimlicher werden sollten. Vielleicht aus eben dieser Ursache finden sich nicht einmal Hirsche und Wildschweine in Portugall.

Die Schweine sind mit den spanischen ebenfalls nicht zu vergleichen: denn diese sind alle weiß, und jene alle schwarz; doch haben sie dieses mit einander gemein, daß sie auf dem Rücken keine Borsten haben, und deswegen den unsrigen nicht gleichen.

Auch die Schafe haben mit den spanischen Merino's nichts gemein; sie sind viel größer, haben eine viel längere Wolle, die aber auch viel schlechter ist und mit der spanischen gar nicht in Vergleich kommen kann.

Die Geißen sind sehr groß und schön, und die Maulthiere, besonders jene kleine Race, die um Figueira gezogen wird, sehr gut und dauerhaft, und beynahe eben so leicht, als unsere kleinen Steinesel zu ernähren; sie stehen deswegen auch in einem hohen Werthe.

§. 104.

Die Produkte des Landes sind mannigfaltig. Der Wein ist ein großer oder der Hauptzweig des Handels. Der gute Wein von Oporto und so vielen andern Orten, der unter diesem gemeinschaftlichen Namen in's Ausland verführt wird, ist wohl Jedem bekannt. Er ist sehr angenehm, aber außerordentlich stark, und steigt sehr leicht in den Kopf. Allenthalben trifft man im Innern des Landes Weinberge an, die sehr ergiebig sind. Im ganzen Lande wird dem Weine, noch ehe er gährt, in den Tonnen der zwölfte Theil des stärksten Branntweins zugesetzt,

nachdem er vorher drey Tage, insofern er für das Ausland bestimmt ist, und nur über Nacht, wenn er im Lande bleibt, über den Trestern gestanden ist.

Der Hauptabsatz von diesem Weine, der jedoch drey Jahre liegen muß, ehe er ausgeführt wird, geschieht nach England, wo man ihn eben deswegen vorzüglich liebt, weil er seines Zusatzes halber leicht berauscht. Der übrige wird in die Kolonien verführt.

Dieser Handel war ehedem ganz in den Händen der Ausländer, und vorzüglich der Engländer. Pombal entriß ihnen denselben durch die Errichtung der Companhia do alto Douro, zum großen Vortheile des Landes, aber auch durch strenge Mittel, wieder.

Die portugiesischen Weine sind übrigens weniger köstlich als die spanischen.

Ein anderer, nicht minder großer Handelszweig ist das Oliven-Oel, welches sehr gut ist und stark ausgeführt wird. Das Oliven-Oel steht doch jenem aus der Provence an Güte nach, was jedoch mehr von der Vorsicht und Reinlichkeit der Pressen abhängen soll, worauf man in diesem Lande nicht genug Aufsicht hat. Der Oliven-Baum, der jährlich einen Piaster Gewinn gibt, wird in Menge gepflanzt. Die Bäume stehen etwa acht Schuhe von einander, und haben oft Blüthe, und grüne und braune Oliven zugleich.

Die Ernte fällt in den März und April, wo die Oliven gesammelt und gepreßt werden.

Es ist übrigens mit den Oliven, wie mit dem Weinstock; es gibt gute und schlechte Arten davon; auch haben sie das Nachtheilige, daß sie nicht gleichzeitig reif werden. Ich habe im December und im März ganz braune reife und ganz grüne unreife Oliven auf dem nämlichen Baume in großer Anzahl gesehen. Es kommt also sehr viel darauf an, daß die reifen gesammelt und mit den unreifen nicht vermengt werden, was jedoch hier schwer ist, und viele Achtsamkeit zu

fordern scheint. Es ist sonderbar, daß dieser Baum, wenn er mehr als zwanzig Meilen von der See entfernt ist, keine Früchte mehr bringt.

Die Citronen- und Orangen-Bäume sind sehr häufig; sie wachsen dort, in Höhe und Gestalt, wie bey uns die Kirschenbäume, erfordern aber Feuchtigkeit. Zu diesem Behufe ist gewöhnlich in jeder Quinta an einem Flusse oder an einer Quelle ein großes Rad befindlich, das an jedem Sparren neben einen langen irrdenen Cylinder hat, der das Wasser schöpft, und in einen Sarg ausgießt. Von diesem fließt es, durch Deichel geleitet, von Baum zu Baum, an dem, um es aufzuhalten, eine Vertiefung aufgegraben ist, welche auf der andern Seite eine Rinne hat, um es wieder weiter zu leiten. Diese Zugbrunnen werden gewöhnlich von Maulthieren oder Ochsen betrieben.

Die Früchte dieser Bäume werden im Februar und März reif, und haben zu gleicher Zeit schon wieder Blüthe.

Auch die Kastanien sind gut, und werden in großer Menge in's Ausland geführt, jedoch auch stark zur Viehmastung gebraucht.

Feigen und Aepfel wachsen in großer Anzahl, aber der Weizen und Reis reicht für das Bedürfniß des Landes nicht hin; in hinreichender Menge aber werden Erbsen, Bohnen und Mais gebauet.

Bergwerke gibt es übrigens in Portugall keine, ob sich gleich Spuren von Metall häufig zeigen.

Der Hauptverkehr ist mit England und Indien.

§. 105.

Die portugiesische Nation ist stark und einig, wenn es auf die Vertheidigung des Vaterlandes ankommt; sie hat dieses immer bewiesen, am meisten aber in diesem Feldzuge; ihre Ausdauer allein hat uns ruinirt. Daß sie vielleicht jetzt nicht mehr das ist, was sie ehedem war, kann nur auf die

Rechnung ihrer Regierungsform geschrieben werden. Die Nation an und für sich ist geistreich, gefällig, auch arbeitsam und muthig. Die heilige Inquisition hat sie lange Zeit niedergedrückt, aber die Fähigkeit, groß und stark zu seyn, konnte man ihr nie absprechen.

Die Portugiesen sind nicht sonderlich groß, aber übrigens ein schöner Schlag von Menschen; sie sind nicht so weiß als die Nordländer, haben aber desto schönere Augen; sie sind geistreich, gelehrig und unterrichtet, auch mehr gesittet und gefälliger als die Spanier.

Die Frauenzimmer sind ebenfalls nicht groß, aber rund und schön gebauet; ihre schönen, großen Augen sind modester als jene der Spanierinnen; sie sind gesittet, munter und gefällig.

§. 106.

Der Portugiese ist freundlicher, unterhaltender und gefälliger als der Spanier, auch viel offener und weniger mißtrauisch. Seine Kleidung ist nicht mehr nationell, und die Farbe derselben nicht mehr die einfärbige, eigenthümliche des Spaniers. Man sieht mehr blaue Jacken, und auch Stiefel, die man in Spanien allgemein vermisst; die spitze Kappe des Sancho Pansa's ersetzt hier der Hut.

Die portugiesischen Frauen sind gefällig, artig und geschwätzig. Man vermisst bey ihnen ganz die spanische Mantilia; ihre Kleider sind Jacken von verschiedenen Farben; die Haare tragen sie in einem geflochtenen Zopf gebunden. Wenn sie ausgehen, setzen sie einen runden schwarzen Mannshut auf, und hängen einen langen, tuchenen, dunkelfarbigen Mantel um, wie ihn hier ehedem die Männer trugen.

§. 107.

Der wohlhabende, reiche, vornehme Portugiese ist französisch gekleidet, hatte aber den englischen Schnitt angenommen; er ist unterrichtet, gebildet, und in dem Umgange sehr

gefällig. Die Damen tragen sich französisch. Man sieht an ihnen Strohhüte mit Federn und Blumen, die sich keine Spanierinn, aus Furcht vor dem Gespötte der Knaben, getraute aufzusetzen. Sie haben einen sehr niedlichen Fuß, und halten viel auf eine schöne Chaussure.

Die jungen Frauenzimmer sind stille und bescheiden, aber desto mehr verlangend ihre schönen, großen, schwarzen Augen. Den Gesang lieben sie sehr, und nähern sich hierin dem italienischen Geschmacke. In guten Häusern trifft man auch wieder Forte=Piano's an, und die Musik von Mozart, Haydn und Beethoven ist ihnen nicht fremd.

§. 108.

Von der Lebensart der Portugiesen kann ich weniger sagen; jedoch habe ich die spanische Olla nicht so allgemein bemerkt; ob sie gleich die Carbanzo's und übrigen Hülsenfrüchte vorzüglich lieben, so scheinen sie mir doch größere Gastronomen als die Spanier zu seyn. Der gemeine Mann begnügt sich freylich mit seinem Speck und Maisbrod; auch ißt er oft am Feuer gerösteten Mais unter der Zeit aus seinem Sacke mit scheinbarem Wohlbehagen.

§. 109.

Der portugiesische Soldat ist jetzt nicht mehr der alte Graf von der Lippische Soldat; der neue Wellington'sche Soldat gleicht dem alt=lippischen gar nicht mehr; er ist wieder an seine eigentliche Stelle getreten, und hat wieder Achtung und rechtlichen Sold erhalten.

Nirgends war das Militär in einem so großen Mißkredit, als in Portugall, besonders unter der letzten Königinn, und nirgends schlechter bezahlt, als hier, an dem Stapelplatze der Indischen Schätze. Er war noch oben darein schlecht gekleidet, schlecht genährt, und hatte wenig Muth. Seitdem er aber von Wellington englisirt worden ist, steht es ganz anders mit ihm; der alte kriegerische Muth ist wieder erwacht,

und hat seine Rechte behauptet. Die portugiesischen Divisionen fochten wie Löwen, auch dann noch, wo es nicht mehr die Rettung ihres Vaterlandes galt; sie waren aber meistentheils von englischen Offizieren kommandirt; doch fanden sich unter diesen auch geborne Portugiesen. Das englische Exercitium und die englische Disciplin ist bey ihnen eingeführt; selbst der Schnitt der Uniform ist, wie ihre Schako's, nach dem englischen Muster. Ihre Waffen beziehen sie schon lange aus englischen Fabriken; doch fand man bey ihnen hier und da noch Gewehre, nach der ihnen und den Spaniern eigenthümlichen Form, die sich durch ihre Länge und die besondere Gestalt der Batterie kenntlich macht.

Freylich konnte in einem Staate, wo Mönche die ersten Stellen begleiteten, das Militär nicht aufkommen. Es sind zwey heterogene Stände, die sich, ich möchte sagen, von Ewigkeit her, einander in den Haaren liegen. Der stärkere oder mindere Einfluß des einen bringt immer die Wirkung des politischen Barometers hervor, daß, wo der eine steigt, der andere sinken muß. Diese Wirkung ist in allen monarchischen Staaten eine und dieselbe. Nur in kommerzirenden Staaten ist weder der eine noch der andere dieser Stände geachtet. Selbst das englische Militär ist nur im Auslande groß, und klein im Innern.

§. 110.

Noch bey unserer Ankunft war der geistliche Stand in hohen Ehren; aus seiner Mitte waren die ersten Stellen des Staates besetzt, und sein Einfluß auf den Hof gewaltig groß.

Stifter und Klöster gibt es in Menge; sie waren aber alle verlassen. Ihre Kirchen deuten noch auf den alten Geschmack, und wo in der Architektur ein erhabener Styl herrschte, war auch Ueberladung wieder ein Gegenstand, der das feinere Auge beleidigte.

Nach Thomar waren zwey Kapuziner zurückgekommen, und auf Befehl des Marschalls wurden die Kirchen geöffnet, und der Gottesdienst fortgesetzt.

Der Portugiese ist frömmer als der Spanier, ohne bigott zu seyn. Der Gottesdienst ist einfacher, aber die Verehrung aufrichtiger. Auch die geistliche Disciplin schien mir hier strenger zu seyn. Die Erdbeben, womit dieses Land so oft und so fürchterlich heimgesucht wird, mögen wohl viel beytragen, tiefere Frömmigkeit zu unterhalten; die vielfältigen Prozessionen, die auch während unsers Aufenthalts nicht eingestellt wurden, geschehen noch häufig, um den Himmel um die Abwendung dieses Uebels zu bitten. Ob der heimliche Wunsch, es uns zuzuwenden, nicht auch dabey in Anschlag kam, will ich dahin gestellt seyn lassen.

§. III.

Die heilige Inquisition gab zwar schon lange kein Auto da Fe mehr; aber sie war doch nicht weniger als unthätig. Wenn dieses fürchterliche Tribunal die Kraft gehabt hätte, es über uns auszusprechen, gewiß, es würde, wenn auch nur zum Beyspiele, oder gar zum Vergnügen seiner rechtgläubigen Brüder, unsere ganze Armee auf einmal zum Feuer verurtheilt haben. Gewiß waren es auch nur wenige, die es nicht verdient hätten. Freylich ist in dem Sinne des Soldaten die Marode kein Diebstahl, und sie geschieht sogar aus Pflicht der Selbsterhaltung: haben wir doch Alle von der Marode gelebt! — und das Sengen, Brennen und Morden ist nur Vorbeugungsmittel, um nicht selbst gesengt, gebrennt und gemordet zu werden.

Die Politik mit der Moral zu verbinden, gelingt so oft dem größten Staatsmanne nicht, und der Soldat, der gewöhnlich eine falsche Politik hat, vergisst im Kriege die Moral. —

Hat ja doch der große Minister Marquez de Pombal einmal ein Auto da Fe geben lassen, um die fremden Gesandten

in Lissabon damit zu unterhalten! Ist diese Politik nicht eben so falsch, als jene des Soldaten? und — die Moral dieses Ministers, im vollen Frieden, besser, als die des Soldaten im vollen Kriege? —

Eben dieser Minister stürzte und verbannte die Jesuiten aus Portugall, und die gesammte Geistlichkeit stürzte und verbannte ihn. Er war der Vertraute des Königs, und jene — die Vertraute der Königinn.

§. 112.

Die heilige Inquisition hat alle Juden aus dem Königreiche verbannt, und die bleibenden genöthigt, die katholische Religion anzunehmen. Es gibt deren noch sehr viele in Portugall; ihr großer Reichthum hat sie bestimmt, die Religion ihrer Väter zu verläugnen. Wenn ich eine recht fromme Schöne in der Kirche sah, und nach ihrer Herkunft fragte; so geschah es nicht Einmal, daß eine andere als jüdische Abkunft angegeben ward. In mehrern Häusern, und so auch in dem Hause des Capitän Moor, in welchem ich wohnte, waren in Staatszimmern große Altäre der Jungfrau Maria geweiht und mit vielen Bildnissen und Kostbarkeiten verziert, in einem reich ausgeschmückten Schranke angebracht, vor welchem jeden Tag viele Wachskerzen gebrannt wurden, — vielleicht eine Nachbildung der Thora, und ihrer Aufbewahrung in den Synagogen! — Diese jüdischen Familien verheirathen sich aber nur unter sich. — Ist dieß Religion oder die Inquisition?

§. 113.

Indessen ist doch der Geist in Portugall nicht so unterdrückt, und die Preßfreyheit viel ausgedehnter, als in Spanien.

Ich las in der gedruckten Sammlung der Gedichte des Don J. de Almeida, eines berühmten portugiesischen Schriftstellers, ein Gedicht mit der Ueberschrift: A Processao

(Eine Prozession), worin er die Vergleichung der Personen mit den von diesen vorgestellten Heiligen auf die lächerlichste Weise schildert. Die heilige Maria war ein Mädchen aus den kleinen Gassen *) bey dem Praça do Commercio, aber wegen seiner Schönheit berühmt, und der heilige Johannes ward von einem Menschen vorgestellt, der zwey Tage vorher seinen Bruder ermordet hatte. u. dgl. m.

Diese Sachen sind gedruckt und cirkuliren unter dem Publikum. Wie einigt sich dieses mit der heiligen Inquisition, die den Unschuldigen einzieht, weil er kein Schweinefleisch essen will?

§. 114.

Ohne Zweifel werden die Engländer den Portugiesen ein wenig Toleranz geprediget, und die Nation wird hoffentlich in diesen Zeiten des Interregnums auch ihre Denkfreyheit benutzt haben. Und da sie ihre politischen Kräfte fühlen gelernt hat, und denn doch der größere Theil derselben bey dem Gemische so vieler Nationen, welches die beyderseitigen Armeen enthielten, von der einen oder andern auch manches, besonders, was auf ihre bürgerliche Freyheit Bezug hat, angenommen und tiefer beherzigt haben mag; so, glaube ich, dürfte es schwer halten, daß die Inquisition je ihre vorige Allgewalt wieder erhalten sollte. Indessen — wie leicht schmiegt sich vielleicht eine so lange Jahre an das geistliche Joch gewöhnte Nation? und wie viel vermag ein einziges Auto da Fe nicht? —

Zu allen Zeiten und bey allen Nationen, und unter allen Regierungsformen ist die Religion meistens nur als Mittel gebraucht worden. Die griechischen Regenten waren in

*) Pombal sagte von diesen Straßen, als die Geistlichkeit den Einsturz des Theaters bey dem Erdbeben vom J. 1755 dem Könige als eine Strafe Gottes vorstellten: „warum hat er denn diese H....straßen verschont?“

den Eleusinischen Geheimnissen, welche die Verehrung des einen Gottes zum geheimen Zweck gehabt haben sollen, eingeweiht, während sie das Volk mit der tausendköpfigen Hydra des Paganismus ängstigten. Die Propaganda in Indien würgte Hunderttausende, weil sie die Sonne verehrten. Die Constituans in Frankreich vertilgten alle Grundsätze der Religion, und der National-Konvent dekretirte einen Gott. Herr von Haller sagte: Mehr Uebels that die Religion in siebzehnhundert Jahren, als in sechstausend der Verstand. Zu wie vielen Widersprüchen, Kämpfen und Kriegen musste die heilige Religion nicht Anlaß geben?

§. 115.

Der portugiesische Gelehrte steht auf einer weit höhern Stufe, als der spanische; er ist in der Kultur der Wissenschaften und Künste viel weiter gekommen, als dieser. Wenn der Spanier schon auf seinen Cervantes mit Recht stolz seyn kann; so darf sich der Portugiese auf seinen Camoes auch etwas einbilden. So sehr auch die Regierung dem Emporstreben des Geistes hinderlich war, und so sehr auch die strenge und vervielfältigte Censur den Wissenschaften und ihrer Verbreitung im Wege stand; so hat doch Portugall wenigstens Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen geliefert, und in den letzten Zeiten für die Selbst-Bearbeitung nicht wenig gethan, und man könnte sagen, daß die Portugiesen beynahe mit der Literatur der neuern Zeit fortgerückt sind. Ueberhaupt haben alle Küstenbewohner der ganzen Halbinsel ungleich größere Fortschritte gemacht, als jene des Innern, die spanische Hauptstadt selbst nicht ausgenommen.

§. 116.

Die große Universität Coimbra, bey uns nicht so bekannt, als die ihrem Verfall so nahe spanische Universität Salamanca, hat über ganz Portugall Licht und Auf-

klärung verbreitet, so viel es unter einer solchen Regierung und unter der Oberaufsicht der Geistlichkeit möglich war.

Sie war von dem Könige Diniz im Jahre 1291 gestiftet, unter Johann III. im Jahre 1537 restaurirt, und erhielt unter dem Könige Joseph I. im Jahre 1772 ihren eigentlichen Glanz, den sie bisher behauptet hat. Die Zahl der Studenten beläuft sich nicht selten bis auf fünftausend, die von 39 ordentlichen Professoren oder Lentes, und eben so vielen außerordentlichen oder Substituten Unterricht in allen Fächern erhalten. Unter diesen sind jedoch der Rektor, der Kanzler und die Junta da Fazenda nicht begriffen. Sie ist sehr reich und hat große Privilegien; alle obern Stellen aber sind, leider! noch ausschließend mit Mönchen besetzt.

Die medizinische Fakultät hat zwar nur sechs ordentliche Professoren für Anatomie und Chirurgie, für Physiologie, Pathologie, Klinik, Chemie und Botanik, aber desto mehr Repetitoren.

§. 117.

Ihren wahren und eigentlichen Glanz hat diese Universität dem Marquez de Pombal zu verdanken.

Dieser Mann, ursprünglich Carvalho genannt, nachher Melo, und endlich zum Marquez de Pombal erhoben, erster Minister und Vertrauter seines Fürsten, der viel Gutes that, und dem man viel Uebels nachsagte, hatte wenigstens das Verdienst, Licht und Aufklärung in das Königreich gebracht zu haben. Er verdrängte den Peripatetizismus, und gab dem öffentlichen Unterricht in dem ganzen Königreiche eine neue und wohlthätige Richtung.

Es liegt so viel Widersprechendes in dem Charakter dieses großen Mannes, daß man ihn nicht so recht definiren kann. Er setzt der Autorität des heiligen Offices Grenzen, und bricht mit dem römischen Hofe öffentlich. Er erbaut das durch Erdbeben, Ueberschwemmung und Feuersbrunst zerstörte

Lissabon wieder; er schließt Frieden mit Frankreich, Spanien und England; er errichtet eine Handlungsschule und stiftet in dem aufgehobenen Jesuiten-Kloster zu Lissabon ein Hospital, wohin er 800 Kranke in feyerlicher Prozession, unter dem Zulaufe einer ungeheuern Menge Menschen bringen läßt; er stiftet ähnliche Hospitäler und casas de misericordia im ganzen Reiche. Der König stirbt; er wird angeklagt, exilirt, zurückberufen und wieder auf ewig auf seine Güter verwiesen, wo er stirbt.

Wir hatten bey unserer Armee sehr viele portugiesische Edelleute. Ich erkundigte mich bey manchen derselben um diesen sonderbaren Mann, erhielt aber nur widersprechende Nachrichten. Am Ende fand ich, daß diese Menschen ihre vaterländische Geschichte eben so wenig, als die Wege in ihrem Lande kannten. Der Adel und die Geistlichkeit ist gegen ihn; bey dem Gelehrten und dem gemeinen Manne aber steht er hoch in Ehren.

Aus allen Schriften, die ich gelesen habe, sowohl für als gegen ihn, konnte ich nur das ersehen, daß es ihm erging, wie allen großen Männern. Er hatte zwey Seiten, und kann von jeder insbesondere betrachtet werden. Im Ganzen aber folgt daraus, daß er das allgemeine Gute wollte, aber sich selbst dabey nicht vergaß, daß die Mittel zu diesem Zweck zu gewaltsam waren, und anderer Seits der Widerstand zu groß.

Er exilirte die Jesuiten, die drey Brüder des Königs und einen großen Theil des Adels. Alle kamen nach seinem Falle zurück, die eine Partey im Stillen, die andere wurde von der Königinn zurückberufen. Alles fiel über ihn her; er blieb aufrecht; musste aber restituiren. Man schrieb gegen ihn; er antwortete, und — man fand für gut, die gegenseitigen Schriften zu unterdrücken. Indessen über das Attentat gegen die Person des Königs kam man nie auf den reinen Grund, obgleich eine strenge Revision der Akten vor-

genommen ward, und obgleich von Seiten der Regierung öffentliche Aufforderungen gegen ihn erlassen wurden.

Dieser Minister hat noch jetzt im ganzen Lande den Namen: O gran Marquez, und die Universität Coimbra betrachtet ihn als ihren eigentlichen Restaurator. Das Land verdankt ihm seine Hospitäler, und die medizinische Fakultät besondere Vergünstigungen; der Krieg, oder vielmehr die genauere Bekanntschaft mit den übrigen europäischen Nationen durch den Krieg, hat jedoch für die Medizin eine weit schnellere Wirkung hervorgebracht. Die Engländer, welche mit den Portugiesen länger schon, zumal in friedlichen Verhältnissen standen, haben sie auch mit ihren Schriften und Systemen bekannt gemacht.

§. 118.

Die Brown'sche Methode hat das seither in diesem Lande übliche Cullen'sche Heilverfahren verdrängt; sie musste aber sehr modifizirt werden, um sie als ausschließende Methode in einem Lande anwenden zu können, wo der Einfluß der äußern, so mächtig und mit schnellen Abwechselungen wirkenden Potenzen auf das sanguinisch-cholerische Temperament der Portugiesen so bedeutende Veränderungen hervorbringt.

Es gehört wirklich ein philosophischer Arzt dazu, der in dem weiten Felde der Empirie sehr bewandert ist, um in den warmen Ländern eine richtige Anwendung dieses Systems auf alle Subjekte machen zu können, besonders da, wo die Einwirkungen von Außen so mächtig sind, und die Reaktion weit thätiger ist.

In den nördlichen Gegenden Europens, wo diese Einwirkungen modifizirt sind, und das phlegmatische Temperament herrschend ist, scheint im Allgemeinen diese Methode mehr anwendbar, auch allgemeiner angenommen und von besserer Wirkung zu seyn. Doch sollte wohl das weibliche Geschlecht, das hier eben so delikat, wie an allen Orten, behandelt seyn

will, immerhin eine Ausnahme machen. Es hat von den Damen des südlichen Europa die Vapeurs und Nervenzufälle, wahrscheinlich als Mode-Artikel, überkommen, und verlangt nun durchaus die sanfte Behandlung, die jene mit Recht fordern.

§. 119.

Es ist wirklich ein eigenes Studium, die so vielfältigen, den Personen des schönen Geschlechts eigenthümlichen, Krankheiten zu behandeln. Ihr delikater Bau, ihre reizbaren Nerven, ihr feines Gefühl, ihre hohe Bestimmung und ihre so gefällige Mitleidenheit sind doch gewiß mächtig wirksame Ursachen, die den Arzt für die größte Sorgfalt zu ihrer Erhaltung empfänglicher machen sollten. Aber auch ihre geheimen Leiden muß er schon als aufmerksamer Freund zu errathen wissen. Bey ihnen ersetzt die Multiplizität ihrer Natur, was das Klima in manchen Gegenden versagt, und das stark gebildete nordische Weib muß doch immer delikater behandelt werden, als der schwächlichste Mann des Südens.

In frühern Zeiten übernahm ich es einmal in meiner Civilpraxis, nur Frauenzimmer-Krankheiten zu heilen, und fand bald, wie unendlich verschieden diese Praxis von jener der Männer ist, wie viele Rücksicht man auf die verborgenen Einwirkungen nehmen, und wie vorsichtig man, besonders in dem Zustande der Convalescenz seyn müsse, wenn man anders auf die Erhaltung der Schönheit und der Form die gehörige Achtsamkeit haben will, Umstände, die zwar oft als unbedeutende Nebensachen vernachlässigt werden, in der Folge aber von besonderer Bedeutung sind, bald auch als eigene Krankheiten erscheinen, nicht selten gefährlich werden, und oft sogar in unheilbare Krankheiten übergehen. Diese Beobachtungen machte ich besonders in meiner Eigenschaft als Accoucheur, und jeder Arzt, der das Accouchement mit der Medizin verbunden ausübt, wird gewiß mit mir einerley Meinung seyn.

§. 120.

In den Militär-Hospitälern ist das Brown'sche System in seinem theoretischen Theile zur schnellen Uebersicht und Klassifikation der Krankheiten, so wie zum schnellen Entwurfe des Heilplans ganz vortrefflich, das Pinel'sche aber, das in den französischen Hospitälern allgemein angenommen ist, in dem Verfolge der Krankheiten, so wie in der Anwendung der Heilmittel weit vorzuziehen. Ueberhaupt kommt es jedoch nur darauf an, daß man sein System richtig auf jedes Subjekt anwende, und dieses ist es, was allein den philosophischen Arzt konstituirt.

In allen Fächern muß man systematisch arbeiten; der Militär-Arzt aber hat zu seiner schnellern Uebersicht, bey der ihm zugetheilten großen Menge Kranker, ein allgemeines System viel mehr nöthig, als der Civil-Arzt, der jeden individuellen Kranken mit mehr Muße studieren und die Anwendung seiner Kunst, so zu sagen, berechnen kann.

Wir hatten bey unserer Armee mehrere portugiesische Aerzte, die zu dem Generalstabe des Marquis d'Alorna gehörten, und zum Dienste bey der portugiesischen Armee, welche dieser für Frankreichs Sache errichten sollte, bestimmt waren. Ihr alter Ober-Arzt war noch ein Cullen'scher Zögling; alle jungen Aerzte aber waren heftige Brownianer. Ihre Grundsätze hatten sie alle auf der Universität Coimbra erhalten, wo jeder Portugiese, um eine Anstellung zu verlangen, studieren muß.

§. 121.

Die portugiesische Sprache hat eine sehr genaue Verwandtschaft mit der spanischen; ihre Aussprache ist jedoch verschieden. Der Portugiese versteht den Spanier, der Spanier aber weniger den Portugiesen. Das spanische Usted verwandelt sich in das portugiesische Vosmese, welches die dritte Person, in der man immer spricht, höflicher, als das französische vous, bezeichnet.

Als ich diese Sprache zum Erstenmale sprechen hörte, glaubte ich eine Aehnlichkeit mit der polnischen zu bemerken; diese Illusion verschwand aber bald, und schien mir dann nur durch das harte s, das an der Endsylbe wie sch ausgesprochen wird, hervorgebracht zu seyn.

Sie ist zwar reich, hat aber doch viele gleichbedeutende Worte; sie hat das Zischende der englischen, nicht aber die Gurgeltöne der spanischen Sprache; dagegen mangelt ihr das Kraftvolle, Runde dieser letztern.

Die ursprüngliche Sprache der Lusitanier war ehemals die allgemeine Sprache der ganzen Halbinsel. Sie ist ganz verloren gegangen. Vor dem Einfalle der Karthaginienser war wohl in diesem Theile Europens eine allgemeine Sprache, ein der dort wohnenden Nation eigenes Idiom, vielleicht eine Ursprache. In den pyrenäischen Gebirgen wohnt noch ein Volk, die Basquen, die eine ganz eigene Sprache haben, und zwar eine solche, die einer Ursprache gewiß ähnlich ist: ihre Worte sind, wie die griechischen, zusammengesetzt, umschreibend und langsylbig, wie es die Sprachen aller sogenannten wilden Völker sind, über deren Abstammung oder Aehnlichkeit man keine Vergleichung machen kann. Vielleicht ist die Sprache dieser Basquen das Idiom der alten Spanier und Portugiesen, die sich bey dem Einfalle der Feinde vom Süden nach und nach gegen Norden zogen, und endlich in den unzugänglichen Schluchten und unübersteiglichen Gebirgen der Pyrenäen gegen diese und in der Folge gegen alle übrigen Feinde ihres Vaterlandes einen Zufluchtsort fanden, wo sie dann ihre Nation, ihre Sprache und Sitten, nicht aber ihre Religion, in ihrer ersten Reinheit erhielten.

Die heutige Sprache der Portugiesen ist ein Gemisch der lateinischen und arabischen. Von der erstern hat sie ihre Worte, und von der letztern ihre Aussprache. Auch von den Gothen und Wenden haben sie einen Nachlaß in ihrer Sprache, und selbst deutsche Worte finden sich sowol in der por-

tugiesischen als in der spanischen, wie z. B. das affirmative Wort ja.

Würde man eine genaue Untersuchung anstellen, so könnte man, wie ich glaube, sehr viele Sprachen auf eine einzige allgemeine Muttersprache zurückführen. Wer sollte glauben, daß man das lateinische Wort homo mit dem deutschen, so ganz verschieden lautenden Worte Mensch in Verbindung setzen, oder eines von dem andern ableiten könnte? Und — dennoch zeigt uns das gleichbedeutende Wort homens hierzu den natürlichen Uebergang: denn das s der Endsylbe wird wie ein sch ausgesprochen, es lautet also homensch; läßt man nun den portugiesischen Artikel o hinweg; so hat man den deutschen Laut und das nackte deutsche Wort: Mensch. Ich habe in manchen andern Sprachen oft gleiche Aehnlichkeiten bey Worten, die sich an Laut und Schrift gerade entgegengesetzt sind, herausgebracht.

Die Endsylben besonders sind durch Völkerwanderungen und Kriege mit fremden Nationen vielen Veränderungen unterworfen. Vorzüglich haben es die Franzosen an sich, die Endsylben allenthalben zu französisiren: so sagte man Coimbre, nicht Coimbra, Salamanque, nicht Salamanca.

§. 122.

Der Handel von Portugall ist in großem Verfall, seitdem England das Monopol des Seehandels an sich gebracht hat. Man ist dort nur Spediteur der englischen Kolonial- und Fabrikwaaren, und wird es jetzt noch immer mehr werden, da das Land seine politische Existenz England allein zu verdanken hat.

Der Wein und das Oliven-Oel (§. 104.) machen die vorzüglichsten Zweige dieses Handels aus.

Auch die Feigen gehören zu jenen Produkten, mit denen der Handel getrieben wird. Es gibt zwey Arten von Feigenbäumen, eine, die im Julius reife Früchte bringen, und eine

andere, die im Junius zum erstenmale reifen, und im September zum zweytenmale reife Früchte tragen.

Orangen, Pergamots und Citronen werden häufig nach England und Spanien verschickt, stehen aber jenen von der Insel Majorka an Geschmack und Güte weit nach.

Daß die Aloëfäden zum Handel gehören sollten, bezweifle ich sehr: die Zwerg-Palme, aus deren langen Blättern, in lange schmale Riemen geschnitten, sehr niedliche Matten verfertigt werden, könnte vielleicht eher dazu gerechnet werden.

In Spanien gehört diese Art von Matten theils zum Bedürfnisse, theils zum Luxus in der innern Einrichtung der Häuser, weil dort, wie in dem südlichen Frankreich, die Böden der Zimmer mit kleinen, viereckigen Backsteinen belegt oder getäfelt sind. Diese werden dann im Winter mit einer bunten, glatten, in Farben spielenden Matte belegt, und über dieser noch, längs der Wände und vor den Stühlen fünf Schuh lange schmale Matten ausgebreitet, wovon die schmalen Endtheile der Palme etwa einen Schuh lang hervorstehen. Manchmal ist auch das ganze Zimmer damit belegt, so, daß man auf einer hoch begrasten Wiese zu gehen scheint. Das Zimmer wird dadurch wirklich sehr warm erhalten, und in angenehmer Wirkung das Einfache des Ameublements sehr erhoben.

Die unten liegende große Matte ist für die Einwohner Bedürfniß; man findet sie auch in den ärmlichsten Hütten.

§. 123.

Von den Manufakturen in Portugall kann ich nicht reden. Außer der schon angeführten Wollenspinnerei in Thomar habe ich nur die traurigen Ueberbleibsel, eine Hutfabrik in Pombal, und bey Leiria eine Glashütte gesehen, deren Namen mir entfallen ist. In Leiria selbst war ehedem eine Bleichfabrik. Außer diesen soll noch eine

Baumwollen- und Leinen-Fabrik in Alcobaça sich befinden. In den entferntern Provinzen sollen einige Eisenhämmer- oder Berg-Werke im Gange seyn.

§. 124.

Gern hätte ich die warmen Bäder von Caldas, denen wir so nahe waren, besucht, konnte aber niemals Muße finden, um mich von meinem Korps zu entfernen. Außer diesen soll es noch mehrere warme Quellen in diesem Lande geben.

§. 125.

Ueber die Staatsverfassung, Justiz und Polizey dieses Landes kann ich nichts sagen: Im Kriege schweigen die Gesetze, die Staatsverfassung ist dann gewöhnlich aufgelöst, und die Polizey wird nur von Seiten des Militärs gehandhabt. Wenn gleich in sonstigen Zeiten die verborgenen Waffen und die spitzigen Messer in diesem Lande streng verboten sind; so scheint es wenigstens nicht, daß diese Vorsicht bey dem Landmanne besonders nöthig wäre. In Lissabon aber mag das strenge Verbot wohl seine Rechtfertigung finden, weil dort die müßige Klasse des niedrigen Volks in gar keinem guten Rufe steht.

Der portugiesische Landmann steht in der heimlichen Rachsucht dem Spanier und Italiener weit nach. Nirgends haben wir den Krieg grausamer, als in Portugall geführt, und nirgends haben wir durch heimlichen Mord weniger Leute verloren, als eben da, wo doch die Rache so gerecht gewesen wäre. Auch haben wir von Straßenräubern oder Banden, wie jene der Guerillas in Spanien sind, nichts gehört. Kurz die Portugiesen haben ein viel ruhigeres Gemüth, als die Spanier, und sind weit weniger rachsüchtig als diese. Sie haben sich, in Reihen und Gliedern, herzhaft gegen uns geschlagen, nie aber sich auf heimliche Weise gerächt, wie es die Spanier zu thun gewohnt waren.

§. 126.

Die beyden Provinzen Beyra und Estremadura werden noch lange beschäftigt seyn müssen, um die Spuren dieses, für sie durchaus verderblichen, Feldzuges auszurotten. Obgleich das Land noch reich genug und das Erdreich sehr ergiebig ist; so wird doch kaum eine Generation hinreichen, den Verlust zu ersetzen, welchen der zügellose Muthwille verübt hat.

Wie viele Familien mögen noch den Verlust ihrer Väter, Mütter, Brüder und Schwestern beweinen, die ein Opfer der wilden Habsucht oder der schändlichen Wollust geworden sind!

Welche widersprechende Empfindungen drängen sich mir auf bey der Rückerinnerung an dieses schöne Land! Das reizende Gemählde der hesperischen Gärten, mit Dianens Bäumen, deren goldene Aepfel so lieblich entzückten, und labend den Müden erquickten, mit stattlichen Palmen und schattenreichen Feigenbäumen geschmückt, und mit friedlichen Cypressenhainen abwechselnd, — wie geschwind wird es durch den traurigen Gedanken verdrängt, daß auf das viele Uebel, welches unsere Gegenwart stiftete, noch größeres nach unserm Abmarsch gefolgt seyn müsse!!

Immer folgen den Armeen schreckliche Krankheiten. Auch dieses Land wird wohl davon nicht verschont geblieben seyn. Die große Menge von Menschen und Vieh, in einen kleinen Kreis zusammengedrängt, musste nothwendig nachtheilige Wirkungen zurücklassen. Obgleich unser Verlust an Menschen gering gewesen ist, so war doch jener an Pferden desto größer, die, nach geringer Angabe auf 6000 Stücke berechnet, unbegraben liegend, in dem heißen Sommer nicht wenig zur Verpestung des Landes beytragen mussten.

§. 127.

Die Krankheit, welche unserer Armee, nach diesem Feldzuge, die meisten Opfer kostete, war das adynamische

Fieber, oder nach ihrer gewöhnlichen Complication, das adynamisch-ataxische Fieber, wie es nach Pinel, dem französischen Nosologen, in den Feldhospitälern genannt wird.

Diese Worte sind zusammengesetzt aus dem griechischen privativen α und δυναμις, Kraft oder ταξις, Ordnung, Regelmäßigkeit. Sie bezeichnen also in ihrer Zusammensetzung eine Krankheit, in deren Verlauf entweder Kraft oder Regelmäßigkeit oder beyde zugleich fehlen.

Diese Krankheit ist erst in dem 16ten Jahrhunderte bey uns bekannt geworden, und durch die Armee des Kaisers Maximilian aus Ungarn zu uns gekommen. Sie erhielt daher den Namen ungarische Hauptschwachheit. Pringle nannte sie Spital-, Schiff- oder Lager-Fieber, Lommius aber Synochus putridus; Boerhave gab ihr den Namen Faulfieber; Cullen bezeichnete sie mit dem Namen Typhus, und Reil nannte sie Nervenfieber.

Sie ist also von dem einen nach ihren Symptomen, von den andern nach ihrem Entstehen oder Verlaufe, oder den mitleidenden Organen, oder nach ihrem nosologischen Charakter verschiedentlich benannt worden.

Keine Krankheit ist so vielfältig und so verschieden beschrieben worden, besonders, nachdem der unselige zwey und zwanzigjährige Krieg so viele Gelegenheit dargeboten, sie zu beobachten, und so vielen Stoff geliefert hat, sie zu beschreiben.

Ich will das schon so oft und viel Gesagte hier nicht wiederholen, sondern nur darlegen, wie sie in unsern Hospitälern, ohne Rücksicht auf System, im Allgemeinen betrachtet und behandelt worden ist.

Die französische Militär-Praxis ist weniger spekulativ und mehr empyrisch; Hipokrat und Galen stehen hier noch in zu heiliger Verehrung, als daß man sich von dem großen Wege der Erfahrung auf spekulative Irrwege verleiten lassen sollte.

§. 128.

Die französischen Hospitalärzte theilen also diese Krankheit in sporatische, die durch das Zusammenwirken verschiedener Ursachen, nach andern Krankheiten, in dem Hospital selbst entstanden sind, und die Epidemischen, welche durch das nun entwickelte Miasma contagiös geworden sind.

Es inne dann wieder drey Hauptstadien zu erkennen, — das erste der Ansteckung, welches lokal ist, — das zweyte der Entwicklung, welches inflammatorisch ist, und — das dritte des Ausgangs oder der Convalescenz.

Zwischen inne steht der Verlauf der Krankheit, oder die eigentliche Krankheit selbst, welche adynamisch, asthenisch, putrid oder nervös genannt werden mag. Ist ihr Verlauf unregelmäßig, so, daß sie ihr Steigen, ihren Stand und ihr Abnehmen durch die gehörigen Typen oder ihre Krise nicht beobachtet; so wird sie atarisch genannt.

Ich behalte hier den Namen Typhus bey, weil er, wie ich glaube, hier noch am meisten angenommen ist, und weil er nach der Etymologie des Wortes Τυφω (ich entzünde) den inflammatorischen Zustand der Entwicklung andeutet, in dem sich diese Krankheit zuerst zu erkennen gibt, und man sie gewöhnlich zu benennen pflegt.

Es ist bemerkenswerth, daß die französischen Militärärzte, als sie während der ersten Kriege in Deutschland ihre medizinische Praxis ausübten, das Brown'sche System annahmen. Gilbert, der ehmalige Prinzipal-Arzt des 6ten Armee-Corps und nachheriger Medecin en chef der Observationsarmee am Rhein war bey der ersten Erscheinung Berichterstatter über dieses System, und bewies mit triftigen Gründen seine Unzulässigkeit. Er selbst aber gab mehrere Jahre nachher, während dem preußischen und polnischen Kriege 1807, die Beschreibung der damals in der französischen

Armee herrschenden Krankheiten nach den Grundsätzen der Erregungstheorie heraus, indessen die deutschen Aerzte in Frankreich und in dem südlichen Europa derselben entsagten, und wieder zur Theorie der Erfahrung übergingen.

§. 129.

Der Zusammenfluß vieler Menschen, an einem eingeschränkten Orte, gibt Gelegenheit zur Entstehung dieser Krankheit. Die erste Ursache davon mag ein chemischer Prozeß seyn.

Gelegenheitsursache ist in den Hospitälern gewöhnlich Mangel an Bettstätten, an Ventilatoren, an innerer Reinlichkeit und an gehörigem Platz. Ich habe allemal, dort, wo die Kranken auf gedrängten Strohlagern zur Erde seyn mussten, und das Stroh nicht alle 14 Tage erneuert war, solche Krankheiten entstehen sehen.

§. 130.

Dieser *sporatische* Typhus, der durch eigene Entwicklung entsteht, befällt gewöhnlich die jungen, trägen und unreinlichen Soldaten, deren Vitalkraft durch unmäßige Anstrengungen und übertriebene Märsche, durch Mangel an gehöriger Nahrung, durch übergewöhnliche Hitze oder Kälte zu geschwinde aufgezehrt worden, indem die allgemeine Vertheilung und Haftung derselben in den jugendlichen Organen noch nicht zur Festigkeit gekommen ist, und die durch Furcht und Kummer niedergeschlagen sind, und gewöhnlich an solchen Orten liegen, wo die Luft am wenigsten Zugang hat.

Am öftersten geht ihm Nostalgie vorher, wo dann diese Kranken den ganzen Tag über unter ihrer Decke stecken, und sich ihrem Kummer überlassen. Wenn diesen nun das zur Abwechslung nöthige Weißzeug fehlt, wenn man es versäumt, ihnen bey ihrem Eintritt in das Hospital die Hände und Füße zu waschen; wenn, aus Mangel an Aufsicht, unter

ihrem schon halb verfaulten Stroh, die oft mehrere Tage daselbst verborgene Speisen schon in Fäulniß übergehen, die, wie es häufig geschieht, bey geringerem Appetit darinn versteckt werden, um eine größere Gabe von Wein, weil dieser nur in gleichen Portionen mit den festen Speisen gegeben werden darf, und wornach gewöhnlich diese Kranken lüstern sind, zu erhalten; so ist es freylich kein Wunder, wenn in solchen mißglückten Hospitälern schon unter jedem Bette der Heerd eines contagiösen Miasma's angetroffen wird. Ergreift doch auch im Civilstande der sporatische Typhus nur die ärmere Klasse, die durch Mangel, Kummer und Unreinlichkeit diesen Stoff aufzunehmen und fortzupflanzen mehr geeignet ist!

Es ist indessen keineswegs zu läugnen, daß auch alte Krieger von diesem sporatischen Typhus befallen werden. Aber jedesmal hab' ich gefunden, daß daran die Moralität auf indirektem Wege mehr Antheil hatte, als alle übrigen physische Einflüsse; denn nur bey solchen entwickelte sich dieser Stoff, die sich der Furcht, verlassen zu werden, überliessen, die nach einer Niederlage dem Schmerz ihres patriotischen Hochgefühls erlagen, die ihren Nationalstolz durch schmähliche Gefangenschaft gekränkt fühlten, die für einen Freund, für eine hülflose Mutter, für eine angebetete Geliebte, für eine Gattinn, für ihre Kinder in Sorge waren.

Bey Menschen, die einem solchen geheimen Kummer unterlagen, — und wahrlich! auch unter den gemeinen Soldaten jeder Nation gibt es Menschen, die unter dem verwilderten Aussehen eines rauhen Kriegers solche Herzen verbergen, die einem Menelaus und einem Sertorius Ehre machen würden, — und — unter fremdern Kriegern traf man auf spanischen Boden die Laras und Gonzalos wieder: — bey solchen Menschen, sage ich, traf sich's immer, daß in ihnen zuerst dieser Krankheitsstoff sich entwickelte.

Wie viele Beyspiele könnte ich anführen, wo der Ruf eines wieder erfochtenen Sieges den schon viele Tage lang traurig in sich gekehrten, stummen Kranken auf einmal wieder belebte, zur Sprache, Thätigkeit und zur Gesundheit brachte, — wo der niedergeschlagene, harmvolle, sprachlose Gefangene aus den Anstalten unseres Abmarsches seine nahe Rettung ahnend, wieder neues Leben bekam, und aus seinen schon halb erloschenen Augen wieder neues Feuer ausstrahlte! — wo der in sich gekehrte, tieffühlende, und nur mit seinem innern Schmerz vertraute, für Anhänglichkeit, Freundschaft und Liebe allein noch lebende Gemüthskranke sein Herz für frohere Hoffnungen wieder öffnete, wenn er Nachrichten von seinem Freunde, seiner Familie oder von seiner Geliebten erhielt, und dadurch neue Kraft und neuen Willen bekam, die Fortsetzung des Lebens zu wünschen, und den Bemühungen der Aerzte für die Wiedererhaltung seiner Gesundheit wieder freundlich entgegen kam!

Wie oft habe ich die am Heimwehe kranken jungen Leute, deren einzige Antwort nur stöhnende Seufzer waren, und deren längeres Weinen nur als wortlose Erzählung ihres traurigen Zustandes gelten konnte, auf einmal wieder zur Sprache kommen sehen, wenn man sie tröstete, ihnen, sobald sie gesund wären, den Abschied zu verschaffen. Mit welcher Wärme haben sich dann diese verlassene Opfer der Konscription an mich geschmiegt, und meinem väterlichen Zureden, ihrer Gesundheit mehr Sorge und Aufmerksamkeit zu widmen, vertrautes Gehör gegeben, nicht ahnend, daß diese Möglichkeit ganz außer meinem Wirkungskreise lag.

Alle diese Täuschungen hatten immer den besten Erfolg, und halfen oft mehr als alle physische Mittel. Ja, wie manchesmal habe ich dem Niedergeschlagenen schon damit aufgeholfen, daß ich ihn in seiner Muttersprache anredete, und mit ihm von seinem Vaterlande sprach. Da ich nun den größten Theil von Europa durchgereist bin, und mir von

jeder Sprache wenigstens einiges zu eigen gemacht hatte: so war es mir leicht, einige Anhänglichkeit unter den Kranken so vieler Nationen zu erhalten. Nie war Sprachkenntniß nothwendiger als bey unserer aus so vielen Nationen zusammengesetzten Armee. Einer unserer Aerzte sah sich dadurch veranlaſſt, für jede Krankheit die nöthigen Fragen und allenfallsigen Antworten in zwölferley europäischen Sprachen herauszugeben, und obgleich das Resultat dieses Unternehmens der Bemühung nicht entsprach: so hatte es doch, in Ermanglung eines Dollmetschers, hie und da manches Gute.

Bey keiner Nation aber machte dieses einen so lebhaften Eindruck, als bey der deutschen. Wenn diese, in dem äußersten Winkel Europens ihre liebe Muttersprache wieder hörten, und besonders, wenn man ihnen in ihrer Provinzial-Mundart antwortete; so glaubten sie sich schon gerettet; und wenn sie dann in einem Landsmanne, in fremder Tracht, vertrauliche Anhänglichkeit und Stütze fanden; so erhoben sie sich wieder zu jenem selbstständigen Gefühle, das ich gerne National-Sinn nennen möchte, und das sich dann gleichsam unwillkürlich aus den Fesseln windet, worin sie Gutmüthigkeit und unbedingte Ergebenheit, die schönsten Tugenden der Deutschen, so lange unter dem Joche eines angemaßten Vorzugs-Rechtes nachbarlicher Nationen hielten.

Wie gewaltig die Entwicklung moralischer Ruhe und moralischer Freyheit auf das physische Wohl ist, haben wir besonders unter den Umständen der neuern Zeiten näher kennen gelernt, in denen der exaltirte Geist unter allen Nationen Cäsare und Catone in Menge hervorbrachte, die für Ehre und Vaterland zu kämpfen und zu sterben wuſſten. Aber auch an bewährten Freunden, an treuen Vätern, und anhänglichen Geliebten waren diese Zeiten so fruchtbar, daß sie die goldenen Tage der Griechen und Römer verdunkeln werden, wenn sich einmal der ruhige und freye Geist von

aller Parteylichkeit losgerissen, das Privat-Interesse seinen Einfluß verloren, die Staatsgeheimnisse zur öffentlichen Kenntniß gebracht, und die Politik dem Geschichtsschreiber die Feder nicht mehr führen wird.

§. 131.

Dieser sporatische Typhus sollte nun freylich um so schlimmer seyn, weil er gewöhnlich nur solche Subjekte ergreift, die schon durch vorhergegangene Krankheiten ihre Kräfte verloren haben. Allein dieses Miasma scheint bey seiner ersten Entwicklung noch nicht reif genug zu seyn, um als ausgebildetes Virus die schweren Symptome hervorzubringen, welche den kontagiösen Typhus bezeichnen. Auch sind die zwey ersten Stadien beynahe unmerklich, und das Nervensystem scheint vorzüglich angegriffen zu seyn. Erschlaffung aus übermäßiger Anstrengung, fixer Heftung einzelner und bestimmter Ideen, wird hier eher geahnet als Entzündung, und eine leichte Paralyse des Gehirn-Organs als Folge, welche Phantasien (Abwesenheiten des Geistes) hervorbringt, die den Nostalgischen Kranken, so zu sagen, einschläfern, die traurigen Gedanken seiner verlassenen Heimath verscheuchen, und die lieblichen Bilder seiner Familie mit lebhaftern Farben ihm darstellen, die beruhigend auf ihn einwirken, dem Miasma Zeit zu seinem Ausgange lassen, und eine unmerkliche Konvaleszenz herbeyführen. Ich habe nicht selten zwey auch drey solcher Rückfälle der nämlichen Krankheit bey einem und demselben Kranken in einem Zeitraume von drey bis vier Monaten, im Anfange der Epidemie, in den Hospitälern entstehen gesehen, deren Ausgang nur selten tödlich war, ja worauf gar oft eine schnelle Konvaleszenz erfolgte.

§. 132.

Die von diesem Miasma angesteckten Kranken leiden weit mehr; die Krankheit selbst aber kann noch nicht in die

Klasse des Typhus contagiosus gesetzt werden. Die Ansteckung geschieht manchmal sehr langsam, und die Entwicklung oft noch langsamer; das Miasma scheint schon von seiner Kraft wieder verloren zu haben; oder nicht gehörig homogenisirt zu seyn. Die Krankheit erscheint unter mancherley Formen, mit widersprechenden Symptomen. Partielle Indispositionen machen nur zu oft den Heilplan schwankend; der Verlauf der Krankheit ist unregelmäßig; es erfolgt keine Krise, oft nur eine scheinbare Konvalescenz, die als das Stadium der Apyreniæ der allgemeinen Krankheit angesehen werden kann. Dieses Stadium tritt gewöhnlich zwischen der Entwicklung des Miasma und der Krankheit selbst ein; denn selten genesen von diesem Zustande die Kranken, und noch seltener hat der Körper Kraft genug, während dieser trägen und langweiligen Vorkrankheit das nun haftende Miasma auszustoßen, und — sollte dieß auch hie und da einmal geschehen; so erfolgen eben so nachtheilige und gefährliche Nachkrankheiten. Dahin kommt es in den fliegenden Militär-Hospitälern nur selten. Zuviele Ursachen treffen da zusammen, welche die Bildung des Miasma, gleichsam in sich selbst, begünstigen, und — so erscheint dann auf einmal mehr im Gefolg dieser Bildungskrankheit als eigentliche Nachkrankheit der Typhus contagiosus mit allen seinen ihm eigenthümlichen Symptomen.

§. 133.

Dieses nun höchst ausgebildete Virus, welches, nach eudiometrischen Versuchen, spezifisch schwerer als die Luft ist, hat seinen eigentlichen Stand nur in den untern Luftschichten. Die Hundsgrotte, die Movetten in Italien liefern uns ähnliche Beweise; erstere wurde noch darum so genannt, weil die Hunde, mit zur Erde gesenktem Kopfe dieses Virus einsaugend, darin sterben, nnd die aufrechtgehenden Menschen aber keinen Schaden erlitten. Die in den Movetten

barfuß gehenden Menschen empfinden nur bis über die Knöchel eine etwas kühlere Luft.

Wenn nun dieses unsichtbar in der Luft vorhandene Miasma nach den Gesetzen der Gährung oder auf nur analoge Art in den Körper kommt; so entsteht der Typhus contagiosus.

§. 134.

Die Symptome des sporatischen Typhus erscheinen in folgender Ordnung.

Der Kranke klagt zuerst über eine allgemeine Unbehaglichkeit, Ekel, Neigung zum Erbrechen, größere Neigung zum Uriniren, wozu zuweilen auch eine Diarrhoe kommt, und über Kopfschmerz.

Es erfolgt eine kleine Ruhe, die aber nicht über einen oder anderthalb Tage dauert; dann fängt der Puls an, kleiner und geschwinder zu werden; jezuweilen wird er auch hart gefunden. Der Kranke wird empfindlicher, verlangt ungewöhnliche Speisen und Getränke, die ihm aber auch nach der Befriedigung seines Verlangens nicht genügen. Er wird unzufriedener, und gibt schon weniger Antwort. Das Kopfweh konzentrirt sich mehr nach der Stirne zu, wird nach einigem Nachlaß immer heftiger, bis endlich Abwesenheit des Geistes, Phantasien erfolgen, die jedoch dem Kranken mehr zur Ruhe und Erleichterung dienen, um den Verlauf der Krankheit in einem fühllosern Zustande zu ertragen.

Sobald ein leichter Schweiß, der nicht selten unmerklich ist, die trockene Haut nach und nach wieder öffnet, eine bestimmte Krise aber nicht einmal vermuthen läßt, erhält der Kranke freye Augenblicke; seine Phantasien kehren aber nach Stunden oder Tagen wieder zurück, und verlieren sich eben so unregelmäßig wieder.

In dieser ersten Krankheit erfolgt selten ein vollkommenes Austreten des Krankheitsstoffes, und eben so wenig

eine vollkommene Krise; daher die gewöhnlich hier eintretenden Rückfälle oder Recidiven. Doch, schien es mir immer, daß, da in den Hospitälern die ersten Erzeugungs-Ursachen immer fortbestehen, auch neue Ansteckung auf gleiche oder ähnliche Weise wieder entstünde, und neue und ähnliche Krankheiten wieder hervorbrächten, die jedoch die Höhe der Bösartigkeit nie erreichen, so lange die Luft mit dem Virus noch nicht vollkommen gesättigt, und das Miasma selbst mit dem Körper noch nicht in genaue Verwandtschaft gekommen ist.

§. 135.

Die Symptome des mitgetheilten, nach sporatischer Krankheit entstandenen Typhus sind gewöhnlich versteckt, und führen den Kranken und den Arzt nur zu oft irre. Das Stadium der Ansteckung ist unmerklich und eben so langweilig, als das Stadium der Haftung oder Entwicklung. In den letztern wird der Kranke von einer allgemeinen Schwachheit befallen, fühlt aber besonders in den Armen und Beinen eine große Müdigkeit; er hat einen besondern Appetit (appetitus spurius) ohne Lust zu essen; er hat Durst, verlangt aber doch nicht zu trinken. Das Brod besonders hat bey ihm einen rußigen Geschmack. Die Symptome eines Katharrfiebers zeigen sich und verschwinden wieder. Der Kranke bekommt zuweilen Nasenbluten oder Hämorrhoidalfluß, der eben so vorübergehend ist. Er hat Abends Schauder, findet aber im Bette keine Ruhe. Bald klagt er wieder über rheumatischen Schmerz, der ihn bald da bald dort plaget, aber doch am heftigsten und längsten die Brust anzugreifen scheint. Sein Athemholen wird beschwerlicher und die Brust immer mehr leidend. Er empfindet nicht selten auch Seitenstechen. Sein Puls ist zuweilen hart und gespannt; in andern Augenblicken ist er wieder klein und geschwind, je nachdem schon Krämpfe, Pressungen oder Freyheit einzelner Arterien Statt findet. Die Fußsohlen brennen

und stechen in den Ballen. Der Kranke bleibt aber immer noch außer dem Bette. Eine Diarrhoe oder auch hartnäckige Verstopfung ist sehr oft in dem Gefolge dieser Zufälle, so wie Strangurie oder Diabétés nicht selten abwechseln. Die Zunge ist manchmal hochroth und scheint geschwollen, ist aber doch noch immer etwas feucht und pappig.

In diesem Zustande zieht der Kranke oft vierzehn Tage, auch wohl drey Wochen herum, ehe die eigentliche Krankheit ausbricht.

Ich habe diese Krankheiten zuweilen vorübergehen gesehen, wenn ich die Vorsicht gebrauchte, dergleichen Kranke sogleich aus dem Hospital zu schicken. Allein gar oft sind sie aus den Krankenzimmern des Regiments oder der Kaserne zurück nach dem Hospital gekommen, wo dann bald die Krankheit vollends ausbrach.

Selten hatten wir in unsern fliegenden Hospitälern einen Abwechselungs-Saal (sale de rechange) wo man dergleichen Kranke hätte isoliren können; doch gelang es mir manchesmal, ihnen solche Stellen anzuweisen, daß die allgemeine Ansteckung verhütet werden konnte.

Ein Hauptbestreben des Militärarztes sollte immer dieses seyn, solche Krankheiten zu entfernen oder sie in ihrem Entstehen zu ersticken; er würde dann schon einen großen Theil seiner Pflicht erfüllt, dem Staate große Ersparnisse gemacht, und der Menschheit viele unglückliche Opfer gerettet haben. Es gehört aber ein geübter Blick dazu, diese unter so manchen Larven verhüllte Krankheit zu erkennen, ihre widersprechenden Symptome zu sichten und die verborgene Ursache aufzufinden, da selbst der sporatische Typhus gar oft verkannt wird. Wer diese Krankheit nur einen Augenblick aus den Augen lässt, wird getäuscht; denn nur durch Aufsuchung der Gelegenheits-Ursachen kann dieser geheime Feind vermuthet werden; seltner ist er schon aus seinen Symptomen zu erkennen.

Immer sollte diese Krankheit als der Hauptfeind der Hospitäler betrachtet werden, gegen den man in der Nähe und Ferne zu kämpfen hat, und jeder Arzt sollte mißtrauisch seyn, bey Krankheiten, deren Ursachen man nicht einsieht, dieses verborgene, unsichtbare Miasma zu finden; er würde es dann gar oft schon in seiner Nähe treffen, wenn er es noch ferne glaubt.

In einem wohl eingerichteten ständigen Hospital wäre es unverzeihliche Nachlässigkeit, wenn dort eine solche contagiöse Krankheit ausbrechen sollte; in einem flüchtigen Feldlazareth hingegen ist es kaum zu vermeiden. Ich habe mir so viele Mühe gegeben, der Entstehung des sporatischen Typhus und der Bildung dieses Miasmas immer auf die Spur und dann der Krankheit zuvorzukommen; dessen ungeachtet konnte ich in den fliegenden Feldhospitälern die Ansteckung jedesmal nicht verhüten.

§. 136.

Die Symptome des contagiösen Typhus können unter zwey verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden, so, wie die Krankheit selbst in zwey verschiedene Klassen eingetheilt werden sollte, wenn man sie nach ihrem nosologischen Karakter betrachten will.

§. 137.

Der leichtere contagiöse Typhus, der noch einen günstigen Ausgang hoffen lässt, hat folgende Symptome: Heftiges Kopfweh, welches einer gewaltsamen Pressung der Schädelknochen ähnlich ist, große Schwäche in allen Gliedern, Schwindel, Uebelkeiten, geschwinder und kleiner Puls, passive Hämorrhagien, wenig und heller Uringang, Verstopfung, rothe, verdunkelte Augen mit starrem Blicke, schnelles, abgebrochenes Einziehen der Luft bey dem Athemholen mit gewaltsamer Hebung der Schultern und Anstrengung der Brust, schwarzbraune, belegte und trockene Zunge

mit rothen Striemen oder Einschnitten, eben solche inkrustirte Zähne; heftiges Deliriren mit starken gewaltsamen Bewegungen, brennende Hitze mit trockener Haut, fleckenartige Exantheme, zuweilen mit purpurrothen Flecken untermischt, das Bemühen, die Decke mit den immer beschäftigten Händen an sich zu ziehen, (erodicismus), das Springen der Sennadern (subsultus tendinum), Ischurie oder weniger und seltener Abgang eines trüben, schaumigen Urins, zuweilen auch anhaltende Diarrhoe, die aber jedesmal nachtheiliger ist als anhaltende Verstopfung.

Wenn der Kranke unter diesen Umständen, die jedoch öfters noch mit den Symptomen des Sporatischen, und auch wohl mit andern des ansteckenden bösartigen Typhus abwechseln, vierzehn Tage schon durchgebracht hat, und sich so bis zum ein und zwanzigsten hinausschleppt; so wird er gewöhnlich gerettet.

§. 138.

Die Krise ist sehr vielfältig, und erfolgt selten vor dem 21sten Tage. Wenn sich dann auf einen etwas ruhigen Schlaf der Schweiß einstellt, so erfolgt eine schnelle Konvaleszenz. Wenn dann der Urin wolkig, trübe und flockig wird, so deutet er auf eine langsame Genesung, die mit augenblicklichen Nachdelirien abwechselt. Bemerkt man schweres Gehör oder Taubheit auf einem Ohr, besonders auf jener Seite, auf welcher der Kranke gewöhnlich zu liegen pflegt; so verkündet dieses eine Metastase auf den Gehörgang, die sehr oft durch starke Pressung der Luft Paralyse des Tympans und partielle Taubheit nach sich zieht. Starke, stinkende Stühle zu jener Zeit sind ebenfalls kritisch, und lassen eine schnellere Konvaleszenz erwarten.

Wenn aber Schwächlinge, besonders jene, die auf der Brust leiden, im Verlaufe der Krankheit mit einem Hüsteln geplagt siud; so folgt nicht selten eine kritische Expectoration,

die aber eine besondere Aufmerksamkeit verdient, weil die Konvaleszenz langwierig wird, und nicht selten in Exulceration der Lunge übergeht.

Auch das Drüsensystem ist oft das Organ, wohin die Krankheit ihren Absatz macht; es erfolgt dann ein Speichelfluß, der langwierig, schmerzlich und entkräftend ist, und auch die Konvaleszenz erschwert. Ich habe diese Salivation manchmal 3 Wochen lang anhalten gesehen, ohne, daß ich im Stande war, ihr auch nur den geringsten Einhalt zu thun. Bey anhaltenden Krämpfen aber geschwellen gar oft die Parotiden, entzünden sich und vereitern, und dieses ist wohl von allen die schlimmste Krise, die oft Cacherie, Marasme, und noch schlimmere Folgen nach sich zieht.

Verblutungen habe ich nie als gute, auf Gesundheit deutende, kritische Zeichen gesehen, weder bey dem ermatteten Soldaten, noch bey dem kräftigen reichen Einwohner, ob sie gleich einige dafür erkennen wollen; im Gegentheil sah ich oft solche passive Hämorrhagien in der letzten Krankheitsperiode als gefährliche, auf schlimmen Ausgang deutende Zeichen, dagegen aber fand ich sie im Anfange oder in dem entzündlichen Zustande der Krankheit immer als gute, erleichternde Symptome.

§. 139.

Von dem Tage der Haftung steigt diese Krankheit bis zum siebenten Tage, wo sie ihre größte Höhe erreicht zu haben scheint. Bis zum vierzehnten bleibt dann, unter einiger Abwechslung, dieser Stand, und von diesem bis zum ein und zwanzigsten sind diese Symptome gewöhnlich schon beruhigender, ob sie gleich bis zur vollen Krise bleiben; auch die neu hinzukommenden ängstigen dann weniger, weil sie schon mit solchen abwechseln, die beruhigender sind, und bessern Ausgang versprechen.

§. 140.

Der schwere ansteckende Typhus, der selten einen guten Ausgang erwarten läßt, ist vorhanden, wenn sich zu den obigen Symptomen, die jedoch viel heftiger beginnen und viel schneller aufeinander folgen, noch nachstehende hinzugesellen, als — schnelle außerordentliche Entkräftung (prostratio virium) die sich im Verlaufe der Krankheit durch das Bestreben des Kranken, sich nach unten des Bettes zu drängen, vorzüglich zu erkennen gibt; besondere Niedergeschlagenheit des Kranken, dessen erste Antwort ein tiefes Athemholen ist, welches seufzend die verpestete Luft gewaltsam ausstößt; ein starrer, zerstörter Blick, sehr feines Gehör, große Empfindlichkeit der Augen für die Einwirkung des Lichts, und wegen gehemmter Ausdünstung große brennende Hitze; ein Puls, der in einer Minute 140mal schlägt und noch dabey nicht selten aussetzend ist; das Zügeln oder das öftere und geschwinde Zurückziehen der Zungenspitze, wenn der Kranke sie zu zeigen sich bemüht; trauriges Deliriren (Typhomanie); Beschwerlichkeit, verschiedene Buchstaben, besonders das L und die Zungenbuchstaben auszusprechen, wodurch schon die Lähmung dieses Organs angekündet wird; schnelle und krampfvolle Bewegung der Haut; Carpologie oder die ståte Bemühung des Kranken, nach Gegenständen zu haschen, die nicht da sind; auf einmal ganz hell oder auch ganz schwarz gewordener Urin; Meteriorismus oder das hohltönende Rumpeln in dem aufgeschwollenen paralysirten Unterleibe; der Schluchser und das Bemühen zum Erbrechen, Facies hypocratica oder das auffallende Klein- und Spitzwerden des Gesichts; Diarrhaea collativa oder der unwillkürliche Abgang des aufgelösten Darmkoths, stinkender Jauche ähnlich, des Urins, des Hämorrhoidalblutes oder der Menstruation; coliquative Schweiße; suppurirende Furunkeln; schwarze brandichte Stellen am öftersten im Gesichte, auf die der Tod unverweilt erfolgt.

Alle diese Symptome setzen Krämpfe, örtliche Paralyse, welcher bald die allgemeine folgt, allgemeine Auflösung und Brand voraus.

Diese Krankheit dauert selten über 10, niemals über 18 Tage; ich habe sie auch mehrmals schon am 4ten Tage enden gesehen.

§. 141.

Zwey Symptome sind es vorzüglich, die der Arzt mit Genauigkeit beobachten muß, wenn er ein richtiges Prognostikon geben will. Der Puls nämlich und der Urin, mit den übrigen angezeigten einzelnen Erscheinungen im Zusammenhange betrachtet, werden ihm dazu die sicherste Leitung geben. Die Einsicht der Zunge ist hier von geringerem Nutzen wegen der lange andauernden Unveränderlichkeit ihres Zustandes; nur am Ende kann sie auf richtige Deutung hinweisen.

§. 142.

Der Rhytmus des Pulses dient als Maßstab der Kraft und der alternativen und successiven Bewegung des Herzens und der Schlagadern.

Jeder bemerklichen Abweichung der natürlichen Bewegung des Pulses muß sogleich im Anfange der Krankheit ein genaues Examen gewidmet werden, darüber, ob diese vielleicht aus organischen Fehlern herrührende Abnormität vorher schon bestanden habe, und als natürlich angesehen werden könne, um weder in der Diagnose noch in der Prognose irre geleitet zu werden.

Aus jenen Bewegungen, die nnter dem Einflusse des Willens stehen und der unwillkürlichen, im Zusammenhange und in Vergleichung mit dem natürlichen Zustande betrachtet, folgert man eine richtige Diagnose.

Der Zustand der äußersten Gefäße auf der Oberfläche des Körpers oder auf der Haut wird aus der Farbe derselben erkannt.

Die Frequenz des Pulses hat ihren Sitz im Herzen, und bestimmt die Zahl der Contractionen des Herzens (Sistole) in einem gegebenen Zeitraume.

Die Geschwindigkeit des Pulses (célérité) bezeichnet die Schnelligkeit einer einzigen Contraction, ehe der Zustand der Diastole eintritt, und hat ihren Sitz in den Arterien. Die Ursache von beyden ist mechanisch.

Das Befühlen des Pulses ist darum allein nicht hinreichend, und das des Herzens selbst nothwendig.

Der ungleiche kleine Puls deutet auf Krämpfe oder gar partielle Lähmung.

Der unordentlich aussetzende Puls ist sehr oft kritisch.

Der ordentlich oder nach gleichen Schlägen aussetzende, geschwinde, kleine Puls ist gefährlich, und wenn er mit andern schlimmen Symptomen verbunden ist, tödtlich, so, daß, wenn er zuerst nach zwey Schlägen, dann nach vier, sechs, acht gleichen Schlägen aussetzt, immer gefährlichere Folgen zu erwarten stehen, und allgemeine, innere Lähmung und Brand dadurch angezeigt wird.

§. 143.

Der Urin gibt die Diathèse und den Grad derselben, welcher eben obwaltet, zu erkennen.

Das System der Harnabsonderungen ist aber nicht selten der Sitz der Nervenzufälle.

Ischurie, Dysurie, Strangurie und komplete Retention des Urins zeigen sich oft im Verlaufe des schweren contagiösen Typhus, und wechseln nicht selten untereinander ab.

Ein zitronengelber Urin, ohne häufigen Schaum, der nicht lange stehen bleibt, mit einer pyramidalischen, aufrechtstehenden, weißen, reinen Wolke, die sich den Tag hindurch nicht verändert, ist mir mehreremale im gesunden Zustande vorgekommen, obgleich einige unserer jetzigen berühmtesten praktischen Aerzte diese Wolke, deren pyra-

mida-

midaliche Spitze gegen oben gekehrt ist, für ein tödtliches Zeichen in dieser Krankheit angegeben haben.

Ein trüber, schaumiger Urin, der anfangs dem braunen Bier ähnlich ist, mit einem weißen Satz, der im Schütteln aufsteigt, und nur langsam wieder zu Boden fällt, am Ende aber gelber wird mit einem Ziegelmehl ähnlichen Bodensatze, ist kritisch und heilsam.

Der natürliche Urin mit einem Satze und darin schwimmenden Wölkchen, Striemen und Kügelchen, verkündet eine langsame Konvaleszenz.

Der schnell eintretende weisse, helle, klare und wässerige Urin ist ein Zeichen innerer Krämpfe; erscheint er aber wie natürlicher zitronengelber Urin; so erfolgen starke Konvulsionen.

Ein zitronengelber, durchsichtiger Urin ohne Satz, doch schwer im Schütteln und schaumig, wovon die Schaumbläschen anfangs stehen bleiben, dann aber im wiederholten Umschütteln, statt aufwärts zu steigen, klein zu Boden fallen, ist tödtlich. Ich habe diese zwar seltene Art von Urin nur bey jenen gesehen, die sonst stark an Hämorrhoiden litten.

Ein dem Ansehen nach gesunder Urin, mit sehr flüchtigen Bläschen ohne Wolken, wo der Schaum rauschend vergeht, verkündet im Anfang der Krankheit heftiges Deliriren, und ist ein tödtliches Zeichen, wenn er sich nach fünf bis sechs Tagen nicht ändert.

Der nämliche dem Ansehen nach gesunde Urin, wenn er eine pyramidalische Wolke hat, die mit ihrer Basis nach oben gekehrt ist, und dort anzuhängen scheint, ist tödtlich.

Ein häufiger, hochrother (carmoisin) aber heller, dünner, leichter, anfangs durchsichtiger, nachher trüber Urin, worauf kein Sediment folgt, ist tödtlich.

Ein schwarzer, blasser Dinte ähnlicher, auf Brand deutender Urin ist in dieser Krankheit tödtlich; nur

bey der Milzverstopfung ist er kritisch und verkündet Gesundheit.

Diese Bemerkungen sind das Resultat einer vieljährigen Beobachtung, die ich schon in meiner Civilpraxis angefangen, und in dem Verlaufe meiner militärischen Anstellung, obgleich es hier mit vieler Beschwerlichkeit verbunden war, fortgesetzt habe. Ich will sie zwar nicht als mathematische Wahrheit geltend machen; doch kann ich versichern, daß sie mich in meiner Prognose nie getäuscht haben. Für sich allein mag wohl der Urin als Zeichen öfters trüglich seyn; allein in Verbindung mit den übrigen Symptomen betrachtet, hat er gewiß für den praktischen Arzt einen bestimmten Werth. Freylich, wenn man die Medizin nur oberflächlich ausüben will: so hat man alle dergleichen scrupulöse Untersuchungen nicht nöthig, und dann braucht man nicht einmal den Puls zu fühlen.

Ich erinnere mich, vor 25 Jahren bey meinem Promotions-Akte die These geschrieben und vertheidigt zu haben: Respiratio plus valet quam pulsus et urina; allein eine fleißige und bedächtliche Praxis hat mich überzeugt, wie unzulänglich und unrichtig diese These war, und wie nothwendig die Kenntnisse davon sind.

Das Athemholen deutet wohl auf die Beschaffenheit des Pulses hin, so wie ein ausdehnendes Kopfweh auf Blut-Anhäufung, ein pressender Kopfschmerz aber auf Krämpfe schließen läßt, und der Zustand der äußern Gefäße aus der Hautfarbe, der Muskeln aus der Kraft, und der Verdauung aus der Eßlust 2c. erkannt werden kann. Dergleichen allgemeine Sätze sind recht gut für den anfangenden Arzt; sie bleiben aber dennoch nur Gemeinplätze, und können dem tiefer forschenden Arzte nicht mehr genügen; dann ist es auch eine gar schöne Sache, wenn man eine bestimmte oder doch wahrscheinliche Prognose geben kann. Es war mir immer sehr beruhigend, wenn ich da, wo ich Gefahr

sah, und andere noch keine ahneten, darauf aufmerksam machen konnte. In der Civil-Praxis ist dieses von großem Werthe; die Verwandten des Kranken können die ihnen nöthig scheinenden Maßregeln bey Zeiten nehmen; der Arzt deckt seinen öffentlichen Ruf durch das Begehren eines Conciliums, und der Kranke selbst erhält dadurch einige Beruhigung. Weniger gelang es mir, diese Beruhigung zu geben, wenn ich ein gutes Prognostikon zu verkünden hatte; ich erhielt dann gar oft den Vorwurf, als nähme ich die Krankheit zu leicht, und nur die Folgen konnten meine Voraussicht rechtfertigen.

§. 144.

Bey dem Typhus muß der Heilplan in doppelter Hinsicht begrüudet werden. Erstens muß er auf jene Gegenstände gerichtet seyn, die außer dem Kranken liegen, aber auf ihn einfließen können; so wie auf Gegenstände der Hygiene, die auf jene Personen, welche den Kranken umgeben, Einfluß haben können.

In den Hospitälern ist für die höchstmögliche Einfachheit gesorgt; in der Civil-Praktik aber muß dieß ein Gegenstand der größten Aufmerksamkeit seyn.

Das Krankenzimmer muß, so viel möglich, leer von allen überflüssigen Meubles gemacht werden; die Verkleidungen, Vorhänge und Bettdecken, welche bis zur Erde herab reichen, müssen weggeschafft, uud die Fußteppiche beseitigt werden. Die Luft muß allenthalben frey durchgehen, und darf auf keine Gegenstände stoßen, an welchen sich das Miasma anhängen könnte. Nichts aber ist schädlicher, als wenn man die durch die Stuhl- und Harnwege abgegangenen Exkremente in dem Zimmer stehen lässt; diese müssen nach jeder Entleerung fortgeschafft, die Fenster dann geöffnet, und deswegen die Zimmer sogleich geräuchert werden.

§. 145.

Die frische Luft ist in allen Perioden dieser Krankheit, die kritische, die sich durch Schweiß endet, ausgenommen, immer zuträglich. Ich habe meine kranken Soldaten immer lieber und mit besserm Erfolge unter Zelten oder Baracken geheilt, als in den eingeschlossenen Hospitälern, und hier waren mir die großen und hohen Gänge, wo eine beständige Circulation der Luft war, lieber, als die niedern verdumpften Säle. Kleine Zelte mit einkerkerndem Alkoven sind aber noch am schlimmsten und schädlichsten gewesen.

Zugluft durch entgegengesetzte Fenster ist in einem Hospitale lange nicht so schädlich, als eine dritte Reihe von Bettstätten in der Mitte des Sals, wenn er auch noch so breit seyn sollte, weil eben diese Reihe verhindert, daß sich eine Kolonne Luft dort bilden könne.

Entgegenwirkende Ventilatoren, zu ebener Erde angebracht, sind von großem Nutzen.

Große Windflügel von Pappendeckel, mit geglättetem Papier überzogen, in Gestalt jener an den Windmühlen, in der Mitte des Saals aufgehängt und öfters in Bewegung gesetzt, geben der stockenden Luft Schwungkraft, um sie auszutreiben.

Große Oefen in der Mitte des Saals, wo die Luft vorzüglich und am öftersten stockt, die aber auch, wenn man in dem Saale selbst einheizt, gewöhnlich rauchen, sind eben darum im Winter dienlich, weil der Rauch und die Wärme die Luft in Bewegung erhält.

Das öftere Auskehren ist auch ein Mittel, um die Luft in Bewegung zu setzen; nur muß es bey offenen Thüren und Fenstern geschehen; denn das tiefsitzende contagiöse Miasma kommt gerade dadurch am meisten in Bewegung; der Ausgang muß ihm also frey gelassen werden. Aber nicht nur in der Mitte des Saals oder Zimmers, sondern vorzüglich in den unzugangbaren Orten desselben, unter dem

Bette, unter den Meubles, und in den Ecken, wo sich das Virus ungestört aufhalten könnte, muß gekehrt werden. Man erreicht dadurch zugleich auch den Zweck der Reinlichkeit.

Ich habe manchmal in meiner Civilpraxis unter dem Bette des Kranken eine Schüssel voll Wasser angetroffen, um die Dünste anzuziehen, und glaube, daß es wohl von guter Wirkung seyn könnte, wenn man Salzsäure damit verbünde, und es in breiten und ganz flachen Schüsseln unterstellte, und öfters auch erneuerte; denn Guiton de Morveaux sagt, „das aus thierischen Theilen bestehende Miasma habe eine mächtige Verwandschaft zu den Säuren, und „verbinde sich damit, ohne Reaktion zu haben."

Stete Erneurung der Luft ist also in dieser Krankheit die erste und nothwendigste Vorsicht.

§. 146.

Eine andere Nothwendigkeit ist die Anwendung der Räucherungeu, besonders nach starken Ausdünstungen, oder wenn auch nur durch das Zusammendrängen vieler Menschen die Luft einen hohen Grad von Verderbniß erreicht hat. Sie haben dann einen doppelten Werth; sie zerstören das Miasma und verhüten die Contagion.

In den Militärhospitälern sind die Räucherungen mit der oxygenisirten Salzsäure eingeführt, und in den bürgerlichen Krankenzimmern sollte man sie allgemein benutzen: denn sobald alle ansteckende Partikeln in der Luft aufgezehrt sind, oder auch durch Luftveränderung entfernt werden, mindert sich die Epidemie. Diese Räucherungen mit der oben beschriebenen Vorsicht angewendet, bewirken Beydes, wo die atmosphärische Beschaffenheit ihre Wirkung versagt.

Es ist indessen sonderbar, daß die Contagion, wenn sie bey dem Soldaten nachlässt, ja oft schon ganz aufgehört hat, dann erst bey den Einwohnern recht zu wüthen anfängt,

gleichsam als ob der Krankheitsstoff sich schon mit der Militair-Constitution homogenisirt hätte. Nicht selten ergreift es die Einwohner desto heftiger, wenn das Militair die Gegend schon verlassen hat, bis es sich dann wieder aufgezehrt hat, oder auf die oben beschriebene Art entfernt wird.

Das Miasma ist übrigens im Anfange wirksamer und gefährlicher, je neuer oder frischer, so zu sagen, das Land ist. Das gelbe Fieber in Indien, die Pest in der Levante hat unter der französischen Armee die schrecklichsten Verheerungen angerichtet, zu einer Zeit, wo die Einwohner schon nicht mehr davon angegriffen wurden. Browns Oportunität gibt nun freylich eine triftige Erklärung über diese Erscheinung, und Desgenettes Versuche, der sich in Egypten die Pest inokulirte, bestätiget allerdings die Idee der Anlage oder Empfänglichkeit für den Angriff des Miasma. Allein auch diese Anlage ist schon der erste Grad der Krankheit, eine Vorbereitungs- oder Bildungskrankheit für dessen Erzeugung oder Aufnahme, die meistens von dem Miasma selbst erzeugt wird.

Dieses Miasma ist nicht wie bey den Blattern, die man nur einmal haben, und durch die Vaccination für immer ausgestoßen werden soll. Ewige Verehrung für diese Wohlthat.

Vielleicht findet sich, um es gelegenheitlich zu bemerken, in der Folge noch ein Mittel, um das Blatterngift auch ohne Vaccination aus dem Körper zu schaffen. Ich habe, z. B. gesehen, daß Kinder, denen man nach ihrer Geburt bey der Trennung der Nabelschnur vor ihrer Unterbindung etwas Blut aus den Nabel-Gefäßen laufen ließ, schon vor manchen ihrer Familie sonst eigenthümlichen Zufällen bewahrt worden, und daß sie, wenn man die Nabelwunde länger suppuriren ließ, von manchen, besonders den Kindern eigenthümlichen Ausschlagsübeln, und wenn man das Meconium oder Kindspech sorgfältig und ganz aus dem kleinen Körper geschafft hatte, von vielen Uebeln,

welche dem zarten Alter eigen sind, und die kleinen armseligen Geschöpfe in ihrem Wachsthum oft so sehr zurücksetzen, freygeblieben sind; ja, ich habe durch eigene Erfahrung beobachtet, daß bey Kindern, die auf angezeigte Art behandelt worden sind, und bey deren Geburt ich das Entbindungsgeschäft verrichtete, die unter meiner medizinischen Pflege aufwuchsen, die ich selbst vaccinirte, der Impfstock nach dreymaliger Impfung gar nicht haftete, oder kaum bemerkbare örtliche Pusteln, die ohne alle Zufälle waren, erzeugte. Ich habe einem so behandelten Kinde die natürlichen Blattern eingeimpft, und wieder nur einige örtliche Pusteln ohne alle Zufälle erhalten.

§. 147.

Das Salben des Körpers mit lauwarmem Baumöhl, welches Mittel von dem ehemaligen englischen Konsul in Alexandrien, Baldwin, schon vor längerer Zeit gegen die Pest-Ansteckung gerühmt ward, und dessen Richtigkeit er durch die von dieser Krankheit freygebliebenen Oehlhändler und Lohgerber zu beweisen suchte, möchte bey dem kontagiösen Typhus allerdings als ein geeignetes Mittel anwendbar seyn; denn die Erfahrung lehrte mich, daß unsere jungen Chirurgie- und Pharmacie-Gehülfen jedesmal davon befallen wurden, wenn sie unmittelbar nach einem genommenen Bade, und besonders, wenn sie darauf eine Siesta gemacht hatten, in das Hospital kamen, und ihre Geschäfte in Zimmern machten, wo die typhösen Kranken sich befanden. Die mit Oehl zugeschmierten Poren, die bey der Siesta, wodurch die wässerigen Feuchtigkeiten verdünsteten und der Körper trocken ward, geöffnet waren, würden vielleicht der Einsaugung des Miasma widerstanden haben.

Indessen mag der Gebrauch des Oehls wohl ein recht schickliches Mittel für Oehlhändler seyn: ich aber unterstünde mich nicht, es anzurathen. Schon die Furcht, bey

unsern fleißigen und reinlichen, für ihre Wäsche höchst besorgten Hausfrauen, und bey unsern eleganten Schönen in Ungnade zu fallen, hielte mich davon ab, wenn ich auch Rosen=, Nelken= oder Vanillen=Oehl hinzusetzen sollte. Dabey glaube ich noch, daß es in dieser Krankheit selbst eher als Kurativmittel nnzuwenden wäre, um bey der großen Hitze, die von der Hemmung der Ausdünstung herrührt, bey krampfhaften Bewegungen und Zuckungen der Epiderme, die äussern Haar=Gefäße und kleine Nerven zu befeuchten, zu erweichen, und dadurch zur Wiedereröffnung geschickt zu machen. Als Präservativ=Mittel wäre ich vielleicht eher geneigt, eine sehr verdünnte Salzsäure zum Abwaschen des Körpers anzurathen.

§. 148.

Die allgemein bekannten Räucherungen nach Guiton de Morveaux sind gewiß die besten und schicklichsten, auch für Privat=Krankenzimmer, wenn sie nur, mit der schon angegebenen Vorsicht, gemacht werden. Besser ist's dabey immer, wenn man hier Abwechslungs=Zimmer, wie in den Hospitälern Abwechslungs=Säle, haben kann, um in dem einen und andern, nach vorgenommener Auslüftung und Abstaubung, zuerst den Boden, die Lamperien, und überhaupt alles, was vorzüglich in den untern Luftschichten ruht, mit flüssiger, verdünnter, oxigenisirter Salzsäure abreiben, dann mit Wasser abwaschen zu lassen, hierauf in dem so gereinigten Zimmer bey verschlossenen Fenstern so eine starke Räucherung zu machen, und am folgenden Tage erst, nachdem die Fenster und Thüren eine Zeitlang geöffnet worden, den Kranken wieder dahin zu bringen. Jedesmal wird dieser bey dieser Abwechslung im gereinigten Zimmer sich besser befinden.

Die Freunde und Verwandte des Kranken, die Krankenwärter können in einem solchen Zimmer ohne Gefahr

verweilen; doch sollen sie sich hüten, die Ausathmungen des Kranken unmittelbar einzusaugen, und den Mundspeichel nicht hinunter schlucken; auch sollen sie Sachen, die zur Erde gefallen sind, nicht mit auf die Erde gebücktem Kopfe aufheben, noch diese gleich an den Mund oder die Nase bringen, und niemals dort essen oder trinken.

§. 149.

Den nachtheiligsten Einfluß hat aber vor allem die Furcht. Wer je ihre Wirkungen empfunden hat, wird mir beystimmen; und wer kennte dies Gebilde menschlicher Schwäche nicht? Ein griechischer Dichter sagte von der vergötterten Semiramis: „sie hat die Furcht gekannt, und „sie war wieder den Sterblichen gleich."

Ich hatte vor nichts mehr Furcht, als vor der Gefangenschaft. Dreymal war ich in Gefahr, in dieselbe zu gerathen. Einmal ward mir das Pferd unter dem Leibe todtgeschossen, und ich musste zu Fuße gehen. Sonst konnte ich lange Fußreisen machen; aber den Feind auf dem Nacken, konnte ich im buchstäblichen Sinne keine zehn Schritte weit kommen. Ein schneller Schauer überfiel mich; ihm folgte schnell eine gewaltige Hitze und ein häufiger Schweiß; ich verlor den Athem, meine Füße schwankten, und ich fiel sinnlos zur Erde. Die Gefahr war kaum vorüber, und ich konnte wieder Stunden Berges ohne Ermüdung laufen.

Ich habe dreymal den ansteckenden Typhus gehabt, und jedesmal geschah die Ansteckung in einem Augenblicke der Furcht. Wer also Furcht hat, ist schon eben darum empfänglich, den Krankheitsstoff aufzunehmen. Furchtsame Geschöpfe sollten nie zu solchen Kranken gehen.

Furchtlosigkeit, Geistesheiterkeit und Wein sind wohl bessere Vorbauungs-Mittel, als das belobte kühle Verhalten, vegetabilische Kost, Säuren, offener Leib, reiner Unterleib und dergl. mehr.

§. 150.

Der Heilplan in Bezug auf den Kranken selbst ist oft so verschieden und vielfältig, als die Kranken, und diese wieder in den Symptomen eben so verschieden, als vielfältig die Abweichungen der Symptome sind. Ein Heilplan kann also nur in einer bestimmten Krankengeschichte angegeben werden; allgemein ist er nie. Der philosophische Arzt abstrahirt, vergleicht, kombinirt und zieht seine Schlußfolge, und der technische wendet an.

Zu der allgemeinen Untersuchung gehört zuerst die herrschende Constitution; sie ist aber beynahe in jedem Subjekt, in jedem Lande und in jeder Jahreszeit verschieden. Wenn sie im Frühjahre mit der entzündlichen, im Sommer mit der faulichten, im Spätjahr mit der gallichten und im Winter mit der schleimigten Constitution verbunden ist; wenn die feuchte nördliche Seeluft phlegmatische, die trockene Bergluft aber entzündliche Disposition macht; wenn dem starken Nordländer eine größere Dose Vitalkraft, dem trocknen Südländer erhöhte Sensibilität eigen ist; so muß doch gewiß unter so verschiedenen Umständen der Heilplan auch verschieden seyn.

Indessen kann man immer im Allgemeinen annehmen, daß in dem ersten Stadium, wo die Krankheit noch örtlich ist, Brech-, Abführungs- und Schweiß treibende Mittel, so wie alle angegebenen Vorbeugungsmittel, angezeigt und nothwendig sind, um das noch örtlich und unverbunden liegende Miasma aus dem Körper zu schaffen. Bey entzündlicher Diathese aber, im zweyten Stadium, können Aderlässe, Schröpfköpfe, Blutigel, Sinapismen, Vesikatorien, reichliche säuerliche Getränke, Minderers Geist, Salmiack und kühles Verhalten mit Vortheil angewendet werden.

Ich will indessen in dieser Krankheit das Aderlassen nicht unbedingt anrathen, eben so wenig das Opium, aber

auch beyde nicht gerade zu verwerfen. Aus beyden kann ein gleich großer Nutzen gezogen werden, wenn man sie gehörig anzuwenden weiß. Wenn man beym heftigen Deliriren mit starken gewaltsamen und krampfhaften Bewegungen, bey intensiver Reizbarkeit, also in dem nervösen Stadium, Opium anwenden darf; so sollte man wohl bey dem starken, wohlgenährten, vollblütigen jungen Manne, in dem entzündlichen Stadium eben so gut einen Aderlaß vornehmen dürfen. Das Maß und die Gabe zu bestimmen, sollte aber nur dem vorbehalten seyn, der über Tod und Leben absprechen kann. Beyde Mittel unter gegebenen Umständen zu versäumen, würde eben so sträflich seyn.

Wenn man bey dem thätigen, südlichen Franzosen, und dem regen Spanier oder Portugiesen die Aderlässe, und bey dem Süddeutschen das Opium versäumte; so würde man, wenigstens in den meisten Fällen, weder den Einen noch den Andern retten.

§. 151.

Die Krankheit selbst, nach ihrem nosologischen Karakter, klassifizirt, setzt schon wieder ein verschiedenes Heilverfahren voraus. Der adynamische Typhus, wo Schwäche mit verminderter Empfindungsfähigkeit, oder widernatürliche Schwäche der Lebenskraft vorwaltet, der also mehr schon zur Fäulniß geneigt ist, verlangt fixe, tonische Mittel, als weinigte Aufgüsse von Fieberrinde, virginischer Schlangenwurzel, Salwey, Kalmuß, dann Schwefelsäure, Kampher und Wein.

Der ataxische Typhus, wo widernatürliche Empfänglichkeit der festen Theile gegen Reize folglich mit Krämpfen des Gehirns, der festen Theile und der Eingeweide verbunbunden ist, also der Zustand nervös genannt werden kann, erfordert krampfwidrige, incitirende Mittel, Baldrian, Aether, Moschus, Opium.

Wenn beyde Karactere miteinander verbunden erscheinen; dann müssen nervine, mit den fäulnißwidrigen Mitteln verbunden, gegeben werden.

Die einzelnen hervorherrschenden gefährlichen Symptome, als coliquative Diarrhoe oder Schweiße, verdienen eigene Anwendungen, als Opium, Alaun, welches letztere Mittel wohl alle übrigen an Wirksamkeit übertreffen mag.

§. 152.

Die Zeit und Art der Anwendung der Arzneymittel verdient eine besondere Aufmerksamkeit.

In unsern Hospitälern ist die Zeit zur Austheilung der Nahrungsmittel auf Morgens 10 und Abends 5 Uhr festgesetzt; die Arzneyen können also nur frühe morgens, dann zwischen den beyden Mahlzeiten und Abends gegeben werden. Die unteren Apotheker-Gehülfen müssen sie dort in abgesonderten bestimmten Gaben jedesmal selbst austheilen. Wenn man sie löffelweise in kurzen Zwischen-Räumen zu geben gemüßigt ist; so kann dieses nur da geschehen, wo der Kranke seinen besondern Wärter hat, den man damit beauftragen könnte. Dem Kranken selbst kann dieß niemals überlassen werden.

Diese Krankheit macht jedesmal nach zwölf Stunden eine Exacerbation; im höchsten Grade derselben ist Apyresie oder Fieberlosigkeit, so zu sagen, kaum augenblickliche Erscheinung; indessen ist dieses gerade der Augenblick, wo die eigentlichen kurativen Mittel gegeben werden sollten, wenn man einen guten Erfolg davon erwarten will. Die palliativen Mittel, oder jene, welche den Symptomen entgegen wirken sollen, können freylich zu allen Zeiten gegeben werden.

§. 153.

Die Getränke machen wieder einen wesentlichen Artikel aus. Der Russe, Pole und Ungar begehrt Branntwein,

der Engländer und Deutsche verlangt Wein. Man gebe dem Einen und Andern das verlangte Getränke, mit Wasser auch wohl mit Zucker gemischt. Der Franzose will seine Thisane mit bittern Mitteln; der Spanier und Portugiese verlangt seine Limonade. Man kann auch diese befriedigen, weil diese Getränke der Natur eines jeden angemessen sind.

Aber die Arzneymittel müssen ungefähr in dem Verhältnisse dieser Getränke für jeden Kranken dieser Nationen verschieden modifizirt werden.

§. 154.

Auch die äußerlichen Mittel sind von großer Wichtigkeit.

Die aromatischen Lotionen, Fomentationen und Bäder, das Abwaschen des Körpers mit verdünnter, flüssiger, oxygenisirter Salzsäure, mit Aether, mit Kanthariden-Tinktur, das Einreiben mit Kampher, die Sinapismen und Vesikatorien abwechselnd auf verschiedene Theile angebracht, sind Mittel, deren Nützlichkeit vielfältig schon, nach einzelnen Erscheinungen, gepriesen ist, und wobey die Vorsichtsmaßregeln so bekannt sind, daß ich diese füglich hier übergehen kann. Nur kann ich nicht genug vor der üblen Wirkung der Vesikatorien warnen, die, so heilsam sie gleich anfänglich in der Krankheit sind, in dem letzten Stande der allgemeinen Auflösung, durch die davon brandig werdenden Stellen, für die Kranken und deren Umgebungen äußerst nachtheilige Folgen haben können.

§. 155.

Das Besprengen mit kaltem Wasser hat mir oft wesentlich schnelle Erleichterung verschafft. Ich habe manchen Kranken, an den die sogenannte calor mordax und verminderte Thätigkeit oder Erregbarkeit sichtbar waren, schnell mit kaltem Wasser besprengen, dann aber an ihm gleich wie-

der aromatische Lotionen vornehmen lassen und fand jedesmal ein eben so schnelles, freylich oft nur augenblickliches Erholen.

Das Betupfen mit heißem Wasser in einer Blase oder einem Kolben brachte dieselbe Wirkung hervor, nur mit bleibenden Folgen, die oft unangenehm und lästig wurden.

Es ist sonach nicht die Kälte als solche, welche diese Wirkung erzeugt, sondern die durch das kalte Wasser bewirkten augenblickliche Reize, welche durch die Hitze eben so, wie durch Kälte hervorgebracht werden.

Ein junger kräftiger Soldat, der häufige Petechien hatte, sprang in seiner Phantasie vom zweyten Stock zum Fenster heraus und stürzte sich gerade ins Wasser, wo er freylich keine drey Minuten blieb; er wurde rein abgetrocknet, mit aromatischen Lotionen abgewaschen, und trocken wieder in sein Bett gelegt. Er war vollkommen bey sich; es erfolgte schnell ein häufiger kritischer Schweiß, und nach 14 Tagen verließ er gesund das Hospital.

§. 156.

Die Compression der rechten Halsschlagader hat sehr oft das heftige Deliriren schnell gehoben, und diente mir manchesmal, um bey meinem ersten Examen Aufschluß und richtige Antwort von dem Kranken zu erhalten. Auch dem Hospital-Direktor war es oft von Nutzen, wenn solche aufgefundene kranke Soldaten in das Hospital gebracht wurden, von denen man weder Namen, Geburtsort, noch Korps oder Regiment erfahren konnte, und die doch in die Liste eingetragen werden sollten, da der Kriegsminister die genaue Führung derselben so sehr empfahl und ihre Unregelmäßigkeit oder Unordnung oft hart ahndete, — ein Punkt, dessen Nichtachten noch manchen Familien Thränen, Prozesse und Ausgaben verursachen, sie aus Mangel an Todtenscheinen in ihren innern Verhältnissen, bey Theilungen und andern

Civilgeschäften gefährden und trennen wird, Familien, die noch nach langen Jahren, wenn alle Verheerungen und Verwüstungen dieses unseligen Krieges lange schon vergessen seyn werden, das Anathem über alle Kriege und Urheber aussprechen werden.

§. 157.

Drey solcher Typhus-Krankheiten, deren Miasma ich jedesmal in Hospitälern einsaugte, werden zeigen, daß Inoculation dafür nicht schützen würde, weil man sie mehreremale bekommen kann; und daß besonders Furcht und Schrecken geeignet machen, das Miasma am schnellsten aufzunehmen.

In der ehemaligen kurpfälzischen Oberamtsstadt Kaiserslautern folgte in den Jahren 1792 und 1793 die preußisch-österreichische Armee abwechselnd der französischen. Da ich damals dort angestellt war; so ward ich von der einen und andern für ihre Hospitäler in Requisition gesetzt. Die preußische Armee verschanzte und vertheidigte sich lange, bis nach der berühmten Schlacht im October 1793; ich war gemüßigt, auch ihr Feldlazareth zu versehen. In dem kleinen Lokale des Bürgerhospitals, wo es noch dazu an Bettstätten und andern Bedürfnissen mangelte, und die Kranken in den engen Sälen gedrängt auf Stroh zur Erde lagen, musste freylich das Typhus-Miasma sich leicht erzeugen.

Auf dem Wege zum Hospital wurde ich eines Tages von einem wüthenden Hunde geängstigt; ich machte gleich darauf meine Kranken-Visite. Das Miasma war noch nicht vollkommen gebildet; aber ich war in diesem Augenblicke der Furcht empfänglich für jede Einwirkung; und bekam zum erstenmale den Typhus mit allen Symptomen, die bey dem contagiösen Typhus, der noch einen guten Ausgang hoffen lässt, beschrieben sind. Der Verlauf der Krankheit war regelmäßig; eine heilsame Krise erfolgte durch einen häufigen Schweiß, und ich genas.

Eine Erscheinung, die mir noch jetzt auffallend ist, will ich hier nicht unbemerkt lassen. In der ersten Fieberhitze, die schon mit wildem Deliriren verbunden war, verschrieb ich noch ein Recept für die junge Prinzessin von Hohenlohe, welche die Rötheln hatte; mit kaum leserlichen Zeichen, so, daß es nachher dem K. preußischen Generalfeldstabs-Chirurgen Theden zur Beurtheilung gegeben, aber mit gutem Erfolge angewendet ward, und obgleich der Zusammenhang der Ideen für jede andere Sache in mir ganz aufgehört hatte; so stellte sich doch die Gegenwart des Geistes, auf eine freylich nur kurze Zeit, sogleich wieder bey mir ein, sobald von meinen Kranken oder von meinem Dienste die Rede war. Der nämliche Fall des Receptirens trat nachher im Verlaufe meiner Krankheit noch mehrmalen ein, weil gerade ein großer Mangel an Aerzten war, und eine große Epidemie unter den Einwohnern herrschte.

§. 158.

Bald nach der Einnahme von Danzig durch das 10te Armee-Corps unter den Befehlen das Marschalls Lefèbre im May 1807 besuchte ich eines Tages die kranken Russen, die in dem Salzmagazin im Fahrwasser an der baltischen See lagen, und stand eben an einem Krankenbette, als eine Kanonen-Kugel von einer englischen Fregatte, die damals den Hafen blockirt hielt, abgefeuert wurde, und einen kranken Russen im dritten Bette, an dem ich eben stand, erschlug. Dieser Vorfall war, je unerwarteter er war, desto geeigneter, nicht nur Furcht, sondern Schrecken einzujagen. Noch waren zwar keine Kranken, die an dem kontagiösen Typhus litten, in dem Hospital; nur in einer Ecke zur Erde lag ein Kranker, bey dem sich der sporatische Typhus entwickelt hatte, und bey dem ich verweilte.

Schon auf dem Rückwege empfand ich eine Unbehaglichkeit, und schleppte mich dann noch drey volle Wochen mit

allen jenen Beschwerden und abwechselnden Zufällen herum, die ich oben (§. 135.) bey dem mitgetheilten sporatischen Typhus beschrieben habe, bis endlich der contagiöse mit allen Symptomen ausbrach.

In dieser Krankheit wurde ich einmal vier Stunden lange schon für todt gehalten, und einer meiner Kameraden, der meinen Dienst versah, und eben die Todtenliste machte, trug mich schon in diese ein. Aber nach einigen Zeichen des Lebens hatte er weniger Mühe, mich durch aromatische Bäder und Moschus wieder ins Leben zu bringen, als dem Minister meine Wiedererstehung zu beweisen. Erst am 27sten Tage erfolgte eine Metastase auf die Gehörgänge, die eine 3 Wochen lange komplette Taubheit nach sich zog; ich erhielt endlich das Gehör einseitig wieder; das Tympan des linken Ohres aber blieb gelähmt.

Ein auffallendes, vielleicht einziges Symptom äußerte sich im Verlauf dieser meiner Krankheit, und hielt auch noch einige Zeit im Stande der Konvaleszenz an. Es war eine komplette Retention der Harnabsonderuugen, die 3 Wochen lang anhielt, ohne daß auch nur das Geringste abging, und ohne daß ich die geringste unangenehme Wirkung davon hatte; ich hatte nicht einmal den mindesten Trieb, das Wasser zu lassen und die Blase war immer leer; dagegen machte ich eine sehr langsame Konvaleszenz, die über 3 Monate dauerte, jedoch keine üblen Folgen weiter zurückließ.

Vielleicht hatte den Ausbruch dieser Krankheit ein Podagra verzögert, das mich nicht lange vorher befallen hatte, und dessen Erscheinung ich einer örtlichen Verkältung und einer schnell darauf einwirkenden Wärme zuschrieb.

Die Gattinn des Gouverneurs von Danzig, des Generals Rapp, die aus Frankreich kam, näherte sich der Stadt. Der ganze Generalstab des Platzes ging ihr zu Pferde eine Stunde Weges weit entgegen. Es lag schon hoher Schnee; 40 junge Frauenzimmer empfingen sie unter einem Triumph=

bogen. Dieser schöne Bogen war zwar mit Borten belegt; ich konnte aber wegen der Menge Menschen nur einen Fuß aufstellen, und musste mit dem andern eine halbe Stunde lang im Schnee beynahe unbeweglich stehen bleiben, dann wieder zu Pferde sitzen, und nach dem Einzuge in Danzig in einem stark geheizten Sale lange verweilen. Abends war Ball; ich tanzte viel. Morgens schon hatte ich einen heftigen Podagra, das mich bis zu dieser Krankheit plagte, und dann sich plötzlich verlor. Ich glaubte nun während der Vorbereitungs-Krankheit, dieser rheumatische Stoff habe meine Brust angegriffen, weil ich viel hustete, und meine Brust mich immer schmerzte. Dieses leitete mich irre, obgleich der rußige Geschmack des Brotes mir immer ein gewisses Zeichen der typhösen Ansteckung war. Unmittelbar nach meiner Krankheit stellte sich das Podagra wieder ein; ich verlor es jedoch ganz nach einer unglaublich starken Gabe von Opium, die ich in Portugall in einem verzweifelten Augenblicke des höchsten Schmerzes nahm, und — hoffentlich auf immer.

§. 159.

Salamanca ward in dem spanischen Kriege seiner geographischen Lage und der militärischen Operationen halber zum Sammel- oder Kriegsplatze der Armee umgeschaffen. Diese große Kloster- und Universitäts-Stadt, wo man sonst nur Mönchskutten, Professors-Togen (Togas) und Studenten-Mäntel sah, wimmelte jetzt von bunten Militair-Uniformen.

Der Marschall Ney befahl nun auch Hospitäler anzulegen, und sie auf dem Fuß der ständigen einzurichten. Schon war das königliche Hospital, welches nur 400 Bettstellen hatte, überhäuft. Die Verwaltung brachte unter andern das große, schöne Gebäude des ehemaligen Jesuiten-Kollegiums, das über 1500 und im Nothfalle 2000 Bettstätten fassen konnte, in Vorschlag. Ich trug dagegen an,

daß man einige unmittelbar vor der Stadt gelegene schöne Klöster, deren jedes 600 Bettstätten enthalten konnte, dazu nehmen möge, und eiferte gegen die Auswahl des gedachten Kollegiums, theils weil es mitten in der Stadt gelegen war, theils weil es außerordentlich lange Säle und Corridors nach der spanischen Architectur mit wenigen und niedrigen Fenstern hatte, welche zwar der heißen Sonne den Eingang verwehrten, aber auch den Luftzug hinderten.

Der Marschall besichtigte, um eine Entscheidung zu geben, alle diese Gebäude selbst und stimmte, ich weiß nicht, ob wegen der von der Verwaltung vorgeschützten Vereinfachung des Dienstes, oder militärischer Sicherheit halber, für das Jesuiten-Kollegium.

Freylich stand ich hier mit meiner Meinung oder mit meinem Vorschlage ganz allein: denn ich hatte nebst dem Ordonnateur en Chef, auch den Prinzipal-Apotheker, der nur auf Konzentrirung seiner Apotheke und seines Personals dachte, und den Prinzipal-Chirurgen Gonel gegen mich, da dieser letztere die Hospitäler immer mit innerlichen und chirurgischen Kranken zu vermengen suchte, um seinen Einfluß allgemein zu machen, indessen ich immer dergleichen Kranken nicht nur um Collisionen zu vermeiden, sondern hauptsächlich darum zu trennen und abzusondern suchte, weil gangrenöse Wunden nachtheilige Einflüsse zur Erzeugung des Typhus-Miasma's haben. Der einige Genie-Offizier hatte sich auf meine Seite geneigt, weil er einsah, daß man, besonders in den ungeheuer langen Gängen, der Luft die gehörige Circulation nicht verschaffen konnte. Eben diese Gänge waren von beyden Seiten verbauet, und darum konnten keine Ventilatoren, gerade da, wo sie am nöthigsten waren, angebracht waren.

Zu delikat, meine Kameraden mit solchen ungesunden Sälen zu benachtheiligen, behielt ich den dumpfigen Saal für

mich. Es währte nicht 3 Wochen, als schon der contagiöse Typhus, gerade in der Mitte dieses Sales, sich zeigte, während die Kranken, die an den beyden Enden desselben lagen, noch nichts davon empfanden. Die Krankenwärter dieser Abtheilung, die Unterchirurgen und Apotheker, die meiner Visite folgten, erkrankten, und die Gehülfen und der Director, die sich alle Mühe gaben, die Reinlichkeit in diesem angestellten Theile des Sales besonders zu handhaben und zu beaufsichten, wurden von dem nämlichen Typhus befallen, während ich allein noch davon befreyet blieb.

§. 160.

Eines Tages, als ich eben meine Visite an diesem gefährlichen Orte machte, gerieth ein alter Arzt, der aber ein streitsüchtiger Bretagner war, in dem nächsten Sale mit dem Prinzipal-Chirurgen in einen Streit. Mir war es jedesmal ärgerlich, wenn ich das medizinische Personale mit dem chirurgischen in Zwist befangen sah; ich ging also hin, um die Sache zu vermitteln. Es gelang mir nicht. Ich kehrte also, in Furcht, die Sache weiter kommen zu sehen, alterirt, mit warmem ausdünstenden Körper zu meinen Kranken zurück, und hob die Decke eines jungen Konscribirten, der mir keine Antwort geben wollte, unwillkürlich auf. Eine verpestete Luft strömte mir mit einem schweren Seufzer aus seinem Munde entgegen. Auf der Stelle empfand ich eine Ueblichkeit; gleich folgte ein Kopfweh; meine Füße schwankten schon bis zum nächsten Bette; hier konnte ich schon nicht mehr fragen, und musste meine Visite augenblicklich aufgeben; die Treppe konnte ich allein schon nicht mehr hinabkommen; man musste mich nach Hause tragen. Die freye Luft gab mir nur etwas Erleichterung im Athemholen; aber ein Frösteln und eine starke Hitze folgten schnell aufeinander; das Kopfweh vermehrte sich; ich hatte meine Wohnung kaum erreicht und meine Sinne waren schon be-

täubt; noch war ich aber nicht im Bette, als ich schon mit vieler Heftigkeit delirirte.

Hier folgten die ersten Stadien der Ansteckung und der Haftung und die Krankheit selbst eben so schnell und heftig auf einander, als schnell und heftig ihr Verlauf gewesen ist.

In acht Tagen, während eines beständigen heftigen Delirirens, verfolgte die Krankheit ihre Perioden regelmäßig. Schon am ersten Tage legte man mir, nach meiner angenommenen Methode, Vesikatorien und Senftpflaster abwechselnd auf; ich wies aber alle Arzneyen zurück, und wollte nichts nehmen als Wein; und ob ich gleich noch nie welchen getrunken hatte, und auch nachher und jetzt noch keinen leiden mag; so trank ich doch damals jeden Tag 2 bis 3 Bouteillen; dabey war ich noch sehr delikat in der Auswahl; ich weigerte mich, solchen zu nehmen, der mit Wasser vermischt war, und schlug den Landwein aus, dessen Geschmack nach Pech, womit die Bockshäute, in welchen er aufbewahrt wird, inwendig verschmiert sind, mir widerlich war. Ich trank daher nichts als Bordeaux- und Oporto-Wein, und zwar in großen Zügen. Am Ende mischte man mir Kampher darunter; diese Mischung konnte ich noch mit Behagen nehmen.

Ich bekam einen heftigen kritischen Schweiß, und erholte mich unglaublich schnell.

Die Krankheit würde gewiß jetzt geendet haben, wenn nicht ein Zufall einen Rückfall verursacht hätte. Der nämliche oben genannte Arzt, der dann während meiner Krankheit die Funktionen des Prinzipal-Arztes machte, trieb seine Indolenz so weit, daß er sich einen strengen Arrest zuzog. Er schrieb mir, zergliederte den Vorgang einseitig, und bemerkte dabey, daß er, so lange der Arrest daure, keine Kranken-Visite machen würde.

Das unangenehme Gefühl, einen Kameraden, vielleicht unverdient, wenigstens seiner Erklärung nach, im Arreste

zu wissen, die Furcht, meine Fieberkranken vernachlässigt zu sehen, besonders, da es mir vorher schon an Aerzten gemangelt hatte, und mein Diensteifer, gaben mir scheinbare Kräfte genug, diese Sache ausmitteln zu wollen.

Ich ließ mich ankleiden, auf mein Pferd heben, und ritt, aller Einwendung ungeachtet, von meinem Bedienten begleitet, zu dem Kriegs-Commissär, der die Stelle des Ordonnateur's en Chef, in Abwesenheit des vortreflichen Baron's Marchaut, vertrat. Man sah meinen erbärmlichen Zustand, suchte mich zu beruhigen, versprach alles; und hob sogleich den Arrest auf; aber ich konnte nicht wieder in dem nämlichen Zustand nach Hause kommen; ein zwar weniger heftiger, aber langwieriger Rückfall war nur eine zu gewisse Folge meiner gutmüthigen Unbesonnenheit.

Die Krankheit durchlief auch jetzt wieder ihre Perioden in der Ordnung, und endete sich am 21sten Tage durch eine Metastase auf den nämlichen Gehörgang, der schon einmal (in Danzig) der Sitz einer Krise war, und mir jetzt eine komplette Paralyse des Tympans verursachte.

Ich erholte mich übrigens bald nachher in dem Lager von Ciudad Rodrigo in freyer Luft weit schneller, als ich erwarten durfte.

Werner.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Feldzug von Portugall in den Jahren 1811 und 1812 in historischer und medizinischer Hinsicht

Stuttgart u.a. 1816

Port. 20 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10779891-9